ustr. 210 . Auerbach, B.,

A, F

<36614304610010

<36614304610010

Bayer. Staatsbibliothek

Tagebuch

aus

Wien.

Von Latour bis auf Windischgrätz.

(September bis November 1848).

Von

Berthold Auerbach.

Breslau,
Verlag der Schletter'schen Buchhandlung
(H. Boas).

1849.

694. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Ich bin mitten in eine gewaltige zeitgeschichtliche Bewegung versetzt worden, ich erkenne die Verpflichtung, die Thatsachen und Eindrücke, wie sich solche mir gestellt, getreu der Welt darzulegen. Ich bekenne offen, daß ich nicht aus Neigung, sondern nur aus Pflichtgefühl meinen gewohnten Weg verlasse, indem ich hier Erlebtes unmittelbar als solches darstelle und dabei mit dem Ich aufzutreten genöthigt bin. Wer hat es nicht mit erfahren, wie die unbestreitbarsten Thatsachen in unseren

Tagen verhehlt oder verkehrt werden und somit die Geschichte gefälscht wird? Durch Zurückhaltung persönlicher Erfahrungen macht man sich dieses Verbrechens mit theilhaftig. — Darum habe ich auch das Gesehene nicht zu abgeschlossenen Bildern ausgearbeitet, wobei sich in Färbung und Füllung leicht eine nothwendige Zuthat aufdringt. Die Kunst wird sich schon später ihre Errungenschaften aus dem jetzt Geschehenden aneignen. Vorerst gilt es vor Allem die einfache Wahrheit ohne Zuthat und ohne weitere Abrundung, als die Geschichte selbst bietet.

Die Verwirrung und momentane Niederlage in den edelsten vaterländischen und Freiheitsbestrebungen kommt wesentlich auch davon her, daß die unmittelbare Belehrung und

Leitung des Volkes so vielfach unreifen und unreinen Charakteren überlassen war. Dem kecken bajonetten-strotzenden Uebermuthe gegenüber müssen nun diejenigen hervortreten, die zur Zeit, als nur der Schrei leidenschaftlicher Aufregung gehört wurde, nicht durchzudringen vermochten. In dem Erlebten, das ich hier darlege, halte ich den individuellen Standpunkt fest, weil ich glaube, daß aus dem Zusammenfassen solch subjektiver Wahrnehmungen sich die objektive Wahrheit am besten ermitteln läßt.

Die Schilderung meines Septemberaufenthaltes und der Reise nach Steyermark mag wol als Grundlage dienen, um sich in den folgenden Ereignissen und Stimmungen zu orientiren.

Ich konnte nicht umhin, bei einzelnen Anlässen Betrachtungen anzuknüpfen. Einsichtige Leser werden sich das Andeutende und Aphoristische derselben leicht ausführen und erweitern. Ich hätte ein großes Buch schreiben müssen, wenn ich alle die Thema's nur einigermaßen erschöpfend hätte behandeln wollen. Ich gebe hier zunächst einen Beitrag zur Zeitgeschichte.

Breslau, Anfangs Dezember 1848.

Berthold Auerbach.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Den 12. September Mittags reiste ich von Breslau ab. Schon auf der Grenze muthete es mich heimathlich an; man trinkt in Oesterreich aus offenen Flaschen und holt den Wein vom Fasse, er ist nicht wie in Norddeutschland auf verkorkte Flaschen gezogen. Das erschien mir als sinnbildlich auch für das geistige Genießen; in Norddeutschland sind auch die Begriffe mehr auf Flaschen gezogen. Ein behäbiger Wiener, der mir bei Tische gegenüber saß und den ich fragte, ob der Wein gut sei, gab mir sein Glas „zum Verkosten." Auch das heimelte mich an, dieser zutrauliche Brauch ist in Norddeutschland fast unmöglich. Der gute Wiener war mit seiner Frau zur Erholung nach Berlin gereist, sie waren aber überall mitten in die Unruhe gerathen. Es ließe sich überhaupt ein interessantes komisches Charakterbild, ein Lustspiel schaffen, das „der Wühler wider Willen, oder Hampelmann

auf den Barrikaden" heißen könnte; wo der Arme sich hinwendet, da geht's los, er muß überall die Suppe mit ausessen, die er nicht eingebrockt. Aber noch beben die Zuckungen der neuen Bewegung zu sehr in den gespannten Nerven, noch ist's überall zu sehr bitterer zweifelhafter Ernst, als daß man vermöchte, ein harmlos heiteres Bild der Gegenwart mit fester Hand zu entwerfen. Eben diese täglich wiederkehrenden Anspannungen haben in vielen Gemüthern eine Ruhesucht erweckt, die man mit Recht als Fanatismus bezeichnet. Die Söhne eines faulen Friedens haben jetzt, da der Krieg losgebrochen, viel zu zarte und empfindsame Nerven. Dieses Rollen und Rauschen ist ihnen unerträglich.

Die Welt ist jetzt im Umzuge begriffen, man ist in der alten Wohnung nicht mehr zu Hause und in der neuen noch nicht eingerichtet. Nur diejenigen, die sich seit lange mit ihren besten Herzenstrieben im alten Vaterlande heimathlos fühlten, und die, wie man's so gerne nannte, in überschwänglichen Luftschlössern sich ansiedelten, fühlen sich froh und wohlgemuth, noch in der Schwebe gehalten zu sein.

Es ist aber vor Allem nöthig, starke Nerven und rüstiges Vertrauen in die eigne Thatkraft sich zu erobern, um die großen Umwälzungen unserer Tage mit festem Herzen zu bestehen.

Schon auf der vorletzten Station stand eine Musikbande am Anhalteplatze und spielte helle Ländler. Die Musik drängt sich hier noch in die Pausen des Locomotiv-Rollens. Es wird halt doch noch das lustige Oesterreich sein!

Schöne Trauben und Pfirsiche, die angeboten wurden, zeigten, daß wir in den fröhlichen Herbst eines gesegneten Landes kommen. Auf dem Bahnhofe hatte eine Abtheilung der akademischen Legion die Wache. Wohlbekannte Studentenlieder schallten aus der Wachtstube, und ich sah lebensmuthige Gesichter unter den Calabresern mit wallender Feder. Du fröhliche Jugend! dir ist ein glückliches Loos beschieden. Während wir Aelteren für unsere schwarz-roth-goldenen Verbrüderungen und unser Dichten und Trachten nach deutscher Einheit in Kerkern und auf Festungen büßen mußten, trägst Du das Banner offen und frei und die höchste Mannesehre, die Wehrhaftigkeit, ist dir geworden.

Du wirst nicht mehr deine tiefsten Herzenswünsche in geheime Verbindungen einknüpfen, in Verschwörungen den Bruderbund schließen und im Kerker deine Kraft versiechen sehen; kühn und offen betrittst du den freien Plan des Lebens, und wenn die alte Zwietracht und hinterlistige Herrschsucht sich abermals erhöbe, wirst du kämpfen und siegen in offener Feldschlacht mit der ganzen Nation.

Gleich jenem Soldaten im Volksliede, der zu Straßburg auf der Schanze das Alphorn schallen hört, schwimmt der Geist, der auf der Warte steht, beim Schallen alter Klänge leicht durch den rauschenden Strom der Jahre hinüber nach dem jenseitigen verlassenen Ufer des Jugendlebens.

Trotz des krausen Wirrwarrs unserer Tage fühlt sich das Herz doch freudig gehoben, diese Zeit noch mit erlebt zu haben. Die dämmernden Jugendträume sind zu sonnigen Tagesgestalten geworden. Erheben sich auch schon wieder allüberall die Sonder- und Souverainitäts-Gelüste, wir müssen die volle und wahre Einheit, die zugleich auch die Freiheit, durchführen. Jetzt oder nie. —

Bei der Einfahrt nach Wien war mir's zu Muthe, als zöge ich in eine heimathliche Stadt. Gewiß sind die Jugendeindrücke hierbei nicht ohne Mitwirkung. Die Zeit, als mein Geburtsdorf im Schwarzwalde noch zu Vor-Oesterreich gehörte, habe ich nicht mit erlebt, aber doch hörte ich als Kind noch viel von Kaiser Joseph und Maria Theresia reden. Der Zug der süddeutschen Wanderschaft ist dem Laufe der Donau nach, die bei uns entspringt, gen Wien. Viele Handwerker in unserm Dorfe waren „in Wien drein gewes't" und wußten auch viel davon zu erzählen. Hätte es die alte österreichische Regierung verstanden, es wäre ein Leichtes gewesen, auch den Zug der Auswanderung aus Süddeutschland der Donau nach zu leiten; aber Oesterreich bot weder Schutz noch Freiheit und Amerika war das Asyl.

Im Gasthofe traf ich mit meinem tapfern Freunde Schuselka zusammen. Dieser, ehedem so gehetzt und verfolgt vom alten Systeme, ist jetzt Einer der Wenigen, die mit großartigem Blicke und politischer Einsicht ausgestattet, als berufen angesehen werden, das neue Oesterreich zu gestalten. Wer tiefer in die Gegenwart

blickt und wer einst die Geschichte derselben zu verzeichnen hat, wird genau in's Auge fassen müssen, daß die große Mehrzahl aller Derer, die schon vor dem Frühlinge dieses Jahres für die Freiheit und Größe des Vaterlandes gestritten und gelitten, jetzt nicht zu den Ultra's gehören. Das kommt nicht blos aus einer gewissen Gewohnheit des Nachgebens und Respectirens bestehender Verhältnisse, aus einer gewissen Censurfähigkeit in umfassenderer Bedeutung, in der man sich drein gefunden hat, den halben Gedanken, die halbe Consequenz zu retten und nun den vollen Ausdruck nicht mehr findet. Allerdings gibt es in der Gefangenschaft verkommene Naturen, die sich mit einer volksthümlichen Umgestaltung des Bundes u. dgl. genügen. Es ist eine übel angebrachte Pietät, daß das Volk solchen Reliquien jetzt noch einen lebendigen Beruf zumuthete. Aber Männer wie Gagern, Römer, H. Simon u. v. A., stehen nur deshalb auf der maßhaltenden Partei, weil sie die Tragkraft des gegenwärtigen Volksgeistes kennen und ihm gerecht zu werden trachten. Wer wird es verkennen, daß eine neue Zeit auch neuer Menschen bedarf, ungestümer, rücksichtsloser Dränger und Treiber? Die

Freigesinnten aus unserer nächsten Vergangenheit verhalten sich zu den Ultra's oft wie die Mutter im Urtheil Salamonis, sie haben das Kind der neuen Zeit unter dem Herzen getragen und wollen daß es leben bleibe, nicht daß es zerfleischt werde.

Beim ersten Ausgange fand ich die Stadt heiter belebt, es promenirt sich auch so lustig auf dem vortrefflichen Granit-Pflaster mit seinen gutgemeißelten und fest eingefugten Würfeln. Ein begegnender Bekannter bedauerte, daß ich nicht früher nach Wien gekommen sei. Das alte lustige Wien sei nicht mehr zu finden. — Es gibt doch Tausende von Menschen, die sich nach abgetretenen Redensarten immer wieder auf's Neue bücken und sie aufheben! Diese Bemerkung mit dem alten Wien wird mir gewiß noch oft wiederholt, und Niemand denkt, daß jeder Andere das auch sagen wird. Wenn die Menschen nur das sagen würden, was ihnen persönlich und eigenthümlich angehört, so ginge freilich die sogenannte Unterhaltung verloren, aber das Leben gewänne an Fülle und echter Mannigfaltigkeit. Wem wäre das heutige Wien nicht lieber, als das alte mit seinen Spitzeln und seinen Prater-

fahrten? Die gesunde Fröhlichkeit eines Volksstammes geht nicht unter durch die Sorge für das Gemeinwohl, sie wird eine höher berechtigte. Wenn wir einst über die Negation und Opposition hinaus sind, werden wir ein Volksleben gewinnen voll neuer, ungeahnter Schönheit. Jetzt ist hierin noch die stille Charwochen-Zeit, aber der Ostern wird kommen, und, mit Münchhausen zu reden, die in der Luft eingefrornen Töne werden aufthauen und lustig klingen.

Die Städte sind jetzt zu riesigen Büchern geworden, die Ecken sind die einzelnen Blattseiten. Das nachkommende Geschlecht wird auch dieses, wie die Eisenbahnen u. dgl., als etwas Gewohntes hinnehmen und kaum mehr ermessen können, wie lang und mühsam wir um solche offene Verständigung ringen mußten.

An den Ecken war besonders ein großes Plakat bemerkenswerth, es war überschrieben: „Mitbürger“ und unterzeichnet von sämmtlichen Ministern. Es war darin von einem Aktienverein die Rede, wegen dessen man tumultuirt hatte, und ward nun Beruhigung versprochen.

Die erste sogenannte Sehenswürdigkeit, die ich betrachtete, war die Statue Kaiser Josephs. Das ist das

edelste Heiligthum Wiens. Der Kaiser, der in altrömische Tracht maskirt ist, hält die schwarz-roth-goldene Fahne in der Rechten, und dort links ist der Eingang zu dem Saale, wo die Abgeordneten der bunten Völkerschaften Oesterreichs tagen. Es gehört zu den müßigsten Philisterphrasen: Was würde ein Joseph, was ein Friedrich **II.** in unsrer Zeit sein? ... Sie waren der letzte Glanz der Fürstenmacht, von der Geschichte für ihre eigene Zeit geschaffen und für keine andere. Nicht umsonst sammelten diese Fürsten die Glorie der Humanität um ihr Haupt, Joseph vor allen; und nicht umsonst sitzen jetzt Carricaturen auf den Thronen. Der Weltgeist weiß was er will.

Die Reichsversammlung machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich. Es ist hier keine Spur von dem kecken dramatischen Leben anderer Abgeordnetenversammlungen durch Zwischenrufe, Repliken oder dergleichen. Alles geht seinen gemessenen Gang.ˣ Fast komisch ist das Beifallklatschen, das, vom Saale ausgehend, sich natürlich auch elektrisch auf die Galerieen fortzieht.

Wir da draußen in dem Reich, wir wissen es kaum, was für seltsame Vettern wir in dem Oesterreich haben.

ˣ eine äusserst unlenksame ungefügige und schwerfällige Gesellschaft."

Da sitzen die ruthenischen und walachischen Bauern in ihren abenteuerlich schwerfälligen Trachten. Mitunter herrliche Gestalten, mit ausdrucksvollen Gesichtern. Wenn nun aber so Einer aufsteht und die teppichbelegte Treppe hinabsteigt, tritt er mit seinen hohen Stiefeln so behutsam auf, so ängstlich sorgsam, sich bald hüben bald drüben am Geländer haltend, daß man wohl sieht, der gute Mann ist hier in seinem Volkshause doch nicht recht daheim, und durch lange Reden und Oppositionmachen wird er auch nicht ermüden. Es ist ein wunderliches Zusammenspannen dieser an Cultur und Lebensrichtung so ganz verschiedenen Völker. Dennoch aber darf man nicht vergessen, daß mitten in einem stammeseinigen Volke oft die Culturstufen nicht minder verschieden sind. Unverkennbar ist's, daß schon beim ersten Ueberschauen dieser Versammlung, die wol einzig in der Geschichte dasteht, sich der Blick erweitert. Wir lernen ermessen, daß uns Deutschen eine unsäglich große Aufgabe gestellt ist, nach dem Osten hin Bildung, Gesittung und freies Leben auszubreiten. Die Frage drängt sich bald auf: Müßte es doch sein, wäre Ein Haus zu enge für alle die Familienangehörigen,

und müßte ein Weisel ausziehen mit einem selbständigen Schwarme? Dürfen wir unsre deutschen Brüder in Oesterreich entlassen, weil sie eine eigene Aufgabe haben, und bedürfen wir nicht ihrer und sie unserer? Weil diese bunten Völkerschaften für sich selbst sich nicht halten können, sind wir darum berechtigt oder gar verpflichtet, uns von den Unsrigen zu scheiden?

Die Verhandlungen dieses Tages gehörten, wie man mir sagte, zu den bedeutsamsten.

Der Verein deutscher Vertrauensmänner in Böhmen bittet, daß die noch rückständigen Wahlen für das Frankfurter Reichsparlament vollzogen werden. Mehrere Abgeordnete lachten — man nannte mir sie als Czechen.

Sodann wurde der Stadt Wien ein Kredit von zwei Millionen Gulden zu unverzinslichen Vorschüssen bewilligt. In der Debatte hierüber wurde geltend gemacht, daß Wien nicht für sich allein, sondern für den gesammten Staat große Opfer gebracht habe und bringe.

Auf eine frühere Interpellation Goldmark's ant-

wortete Latour, daß in den italienischen Angelegenheiten die Vermittelung Englands und Frankreichs angenommen sei, daß man aber die Akten hierüber nicht vorlegen könne. Goldmark protestirte energisch gegen die Vorenthaltung der Akten, der Reichstag müsse Kenntniß von dem Thun des Ministeriums haben. Der Präsident Strobach endete die Debatte hierüber nach Anleitung eines Paragraphen der Geschäfts-Ordnung.

Auf eine Anfrage wegen des Swobodaischen Vereins (auf den sich der gestrige Krawall und das heutige Plakat bezieht) erklärte der Handelsminister Hornbostl, daß das Ministerium keine Garantie für die Schwindeleien eines Privatmannes übernehmen könne, aber alles Mögliche thun werde zur Hebung des Gewerbstandes.

Der Abgeordnete Straßer hält eine lange und langweilige Rede, in der er sich darüber ereiferte, daß man dem siegenden Heere in Italien nicht seine jubelnden Sympathien ausgedrückt habe. Borkowski, Violand, Füster und Borrosch sprachen ausführlich und zum Theil begeistert über den Unterschied zwi-

schen bloßer Waffenehre und dem Ruhme der höheren Gesittung zu dienen.

Jetzt tritt Latour auf mit einem Zettel in der Hand und verkündet, daß ihm soeben die Nachricht zugekommen, es gingen aufrührerische Umtriebe vor. In der Aula werde eine Versammlung gehalten und die akademische Legion ginge damit um, den Reichstag zu sprengen und das Ministerium zu stürzen, es sei vom Nationalgarde-Kommandanten Militär verlangt worden, dieses sei bereits ausgerückt und werde sich so lange als möglich ruhig verhalten. Auf den Antrag von Löhner erklärt sich die Versammlung für permanent. Einzelne Abgeordnete gehen weg, um die Sachlage zu erkunden. Der Justizminister Bach erklärt sich gegen die Permanenz des Reichstags, da dieser hierdurch in die Exekutive eingreife.

Ich ging auch hinaus. Auf den Platz „am Hof" rückte wirklich eine große Anzahl Bewaffneter und viele hatten einen gedruckten Zettel auf dem Hut mit der lächerlichen Anforderung auf Wiedereinsetzung des in der Revolution bestandenen Sicherheitsausschusses, während doch jetzt die Reichsversammlung tagt. Mili-

tair und Volkswehr standen sich auf dem Platz am Hofe feindlich gegenüber, aber man ging doch wieder friedlich auseinander.

Eine Spaltung in der Nationalgarde, worin sich eine Partei bildet, die ausgesprochen „mit der Aula sympathisirt“, scheint vor sich zu gehen.

Am Abend hielten Borrosch, Schuselka und Violand beruhigende Reden in der Aula. Ich ging dorthin, kam aber zu spät.

Aus dem Reichstage hört man, daß dort Alles geschlichtet und geebnet wurde.

Bis spät in der Nacht war große Aufregung in der Stadt, man sprach davon, daß man eine Veranlassung suche, um die akademische Legion aufzulösen. Für diese zeigte sich überall die innigste Theilnahme, die Frauen und besonders die Arbeiter sprachen fast weinend über die Verleumdungen gegen die lieben, lieben Studenten.

den 14. September.

Hier liegt überall großer Zündstoff und ganz nahe die brennende Lunte. Die verschiedenartigsten Mei-

nungen durchkreuzen sich. Das Ministerium ist offenbar in einzelnen Persönlichkeiten unbeliebt, aber besonders die Czechen erhalten die Majorität im Reichstage und es ist von großer Bedeutung, daß Rieger, einer der czechischen Führer, vor wenigen Tagen im Reichstage offen sagte: „nur so lange die Slaven wollen, besteht der Staat Oesterreich." Der Kampf der Nationalitäten so wie der um Freiheit ist hier seltsam verwirrt. Man sagt es gedruckt und im Gespräche: das schwächliche Ministerium wolle einen Krawall vereinbaren, um dann energische Maßregeln anwenden zu können. Andrerseits ist das Gebaren der Aula auch ein schwer verständliches.

Die radikale Presse spricht in so gereiztem Tone, daß sie nicht auf Verständigung auszugehen scheint. Ein Blatt, die „Konstitution" geht so weit, dem Ministerium zuzumuthen, es hätte den Privatverein eines Aktienschwindlers zur allgemeinen Beruhigung an sich nehmen sollen. In demselben Blatte ist davon die Rede, wie man „auf dem Leichname des Völkerkinderspieles „„Nationalität"" zuletzt siegend die Fahne des Alles vereinenden Weltbürgerthums aufpflanzen müsse."

Schöne Sprache das und große Gedanken!

In der heutigen Reichstagssitzung stellte sich bei der Debatte über die gestrigen Vorfälle heraus, daß das Requisitionsschreiben, welches gestern der Kriegsminister erhalten hatte, anonym war. Latour behauptete, ein Offizier, der dasselbe überlieferte, habe den Namen weggeschnitten, um Niemanden zu kompromittiren.

Das ist eine schlimme Geschichte.

Abends sah ich im Burg-Theater das Stück „Treue Liebe" von Eduard Devrient, worin die Intrigue hauptsächlich darauf beruht, daß die einen Personen immer gerade durch diese, die andern immer gerade durch eine andere Thüre abgehen. Sie dürfen sich ja nie begegnen. Ein gewisser hausbackner herzlicher Ton, der an Iffland erinnert, ist in diesem Stücke nicht zu verkennen; aber das Ganze besteht mehr aus Schauspielerrollen, wodurch es sich auf der Bühne erhält. — Während der Zeit allgemeiner Erschlaffung und der fieberischen Aufregung durch Einzelne wurden Theaterstücke gemacht, in denen die Handlung von der Handlung überstürzt wird, da mußte recht viel

geschehen, piff paff immer drauf und drauf. Die dramatische Kunst wurde ein Wettrennen mit Hindernissen. Die Thatenlosigkeit im Leben suchte ihren Ersatz und ihren Gegensatz in der verwegensten, energischsten Anspannung der Erfindung. Durch fünf Acte wurde Patrone auf Patrone geladen, bis es zuletzt recht knallte und der Lauf mit in Stücke ging. Es ist wol möglich, daß jetzt, wo Alles draußen in Agitation ist, das lyrische Stillleben auf der Bühne in der Poesie sich aufthun mag. Gerade jetzt, wo im allgemeinen Sturme das Einzelleben mit seinen kleinen Schicksalen nichts gilt, kann vielleicht die Poesie dasselbe in sich aufnehmen. In der Vertiefung in das Gemüth läßt sich in solch aufgeregten Zeiten noch Neues aufschürfen. Wer könnte jetzt Effecte erfinden, wie sie die Straße draußen als lebendige Wirklichkeit aufweist?

In der Aufführung obigen Stückes erfreute mich besonders das vortreffliche Sprechen. Declamiren kann man überall, aber gut sprechen hörte ich noch nie so wie hier in der Burg. Das Phrasiren der Worte, der reine volle Wohlklang hat etwas Wohlthuendes.

Jetzt, wo unsere deutsche Sprache zum ersten Male eigentlich echt lebendig wird, vom gedruckten und geschriebenen Worte aufersteht zum lauten Klange, jetzt wird man auch einsehen lernen, daß das gute Sprechen in musikalischer und sprachlicher Hinsicht ein nothwendiges Moment der Erziehung werden muß. Die tausend Jugendstunden, die im dilettantischen Clavierklimpern vergeudet werden, wären hierauf besser angewendet....

Tags darauf sah ich Schönbrunn, wo jetzt der Kaiser wohnt, von Soldaten und Bürgerwehr, hier „Nationalgarden" genannt, bewacht. Vom Schlosse weht die schwarz-roth-goldene Fahne, die der Kaiser selber aufgepflanzt; die Bäume im Garten, die sich bis hoch hinauf von der Zaunscheere in grüne Mauern verwandeln müssen, sind ein trauriges Abbild der alten Rococozeit, die wol nun auch hier verschwunden ist.

Im Theater an der Wien sah ich Abends ein neues Stück, worin der Kaiser Joseph die Hauptrolle spielt. Der edle Mensch auf dem Throne ist darin für ein namenlos abgeschmacktes Machwerk verwendet. Einzelne Tagesstichworte erregten natürlich momen-

tanen Beifall. Ebenso unter aller Kritik war ein Stück, das ich am andern Abend in dem schönen Leopoldstädter Theater sah: „Die Freiheit in Krähwinkel, von Nestroy“. Ligurianer, Barrikaden, Katzenmusik, Publizisten, Metternich in höchsteigner Person, das war zusammengewürfelt, lose an einander geheftet, und doch war Alles voll Jubel. Scholz, der dick gewordene Falstaff Oesterreichs ohne Witz, Nestroy mit betäubender Rührigkeit, hielten das Ding, von dem man nicht weiß wie man es nennen soll, mit allen Extremen der Carricatur. Die echte Volkskomödie, wie sie einst erstehen soll, ist hier zu einem wahren Scheusal, zum ekelhaften Abguß aller Niedrigkeit geworden. Es ist jammervoll, daß solches noch bestehen kann, daß diese Komödie mit dem was man hier weitbauschig „die Errungenschaften“ nennt, ebenso umspringt, wie früher mit latschigen Hausknechten und all dem vermoderten Gelichter.

Auch das viel besprochene Stück „Dorf und Stadt oder die Frau Professorin“ von Charlotte Birch-Pfeiffer sah ich hier zum ersten Male auf der Bühne Mein Ekel an diesem Produkte verminderte sich nicht,

obgleich Fräulein Neumann als Lorle und ihre Mutter, Madame Haizinger, als Bärbel so ganz ausgezeichnet ihre Rollen darstellten, daß ich selbst überrascht war von der drastischen Macht dieser Gestalten.

Nicht weit von meinem Gasthofe zeigte eine große ungarische Fahne, daß hier für Ungarn Soldaten geworben werden. Manchmal kam ein junger Bursch mit einem grünweißrothen Bande und einem Strauß auf dem Hute heraus; es war ein Neuangeworbener. An einem anderen Orte war eine „Werbung" für den italienischen Krieg. Uns, die wir von draußen kommen und an eine geordnete Militärausbebung gewöhnt sind, erschien das Verfahren hier als ein seltsamer Ueberrest aus alter Zeit. Und daneben diese verschiedenen Interessen und Beziehungen. Man sagt in der Stadt, eine mächtige Hofpartei, die sich auf einen Theil des Ministeriums stütze, warte nur zu und begünstige im Geheimen die kroatische Erhebung gegen die Ungarn. Das scheint aber kaum glaublich; wie ließe sich dann solche offene Werbung für die Ungarn denken? Wer aber hat das Maskenspiel der alten Diplomatie ausstudirt?

In der Stadt geht auch eine Werbung für einen Feldzug im Innern vor.

Auf den Straßen machte sich ein eigenthümliches Leben geltend. Es liegt eine gewisse naive Haltung darin, daß man wol in keiner Stadt Deutschlands so viel schwarz-roth-goldne Bänder und Kokarden sieht, als in Wien. Man trägt das dreifarbige Band auf dem Rocke, über die linke Schulter geschlungen; selbst im Reichstage erschienen einzelne Deputirte so geschmückt. Außerdem sieht man fast kein Knopfloch ohne den dreifarbigen Schmuck, und der kühn rasselnde Schleppsäbel begegnet uns auf Schritt und Tritt. Die Volksbewaffnung ist hier eine alltägliche Wirklichkeit geworden, nicht bloß für den Parade- und Wachtdienst. Von zahllosen Häusern, von den Ministerialgebäuden, flattern noch fort und fort die schwarz-roth-goldenen Fahnen. Durch einen eigenthümlichen, halb bewußten, halb unbewußten Prozeß ist indeß das Schwarz-Roth-Gold nicht nur ein nationales Abzeichen geworden, oder vielmehr ist das weniger, sondern ein Parteiabzeichen. Die Männer des Fortschritts, des Fortschritts in abstracto, bezeichneten sich damit. In diesen Tagen eben versuchte es eine

andere Partei sich zu bilden und wählte sich, ohne eigentlich freie Selbstbestimmung, sondern von Einzelnen dazu gebracht, die partikulare schwarz-gelbe Farbe. Herr Böringer, der Redakteur des Blattes „die Geißel", das an Talentlosigkeit, was gewiß viel heißen will, die ultra-radikalen Blätter noch übertrifft, an Gemeinheit aber so weit geht, daß selbst der reiche Schatz der deutschen Sprache keinen Namen dafür hat, dieser Herr Böringer hatte vor einigen Tagen an seinem Büreau die schwarz-gelbe Fahne ausgehängt; ein tumultuirender Volkshaufen sammelte sich und riß die Fahne herunter. Ohne Verbindung mit Herrn Böringer, wie allgemein und ausdrücklich ausgesprochen wurde, suchte sich nun in diesen Tagen die Partei der Ruheliebenden, der fortwährenden Agitationen müde, in einem geschlossenen Bunde zu sammeln. Riesenplakate verkündeten täglich, daß sich ein konstitutionell-monarchischer Verein gebildet habe, der zu allgemeinem Beitritt aufforderte. Ohne ein eigentliches Programm zu geben und ohne von den Eintretenden das Einhalten einer bestimmten Richtung zu verlangen, schien es nur darum zu thun, eine recht imposante Mitgliederzahl

zusammen zu bringen. Man sprach bereits von mehr als 30,000, die sich Mitgliedskarten im Landhause geholt hatten und sich dort in die Listen einzeichneten, ohne daß die Meisten eigentlich wußten, um was es sich handle; es war nur das dunkle Gefühl, daß es gegen die Radikalen ginge. Aus solcher vorherrschend negativen Uebereinstimmung läßt sich schwerlich eine feste Gestaltung erwarten. Es mochten wol auch viele Besonnene darunter sein, die in dem Vereine einen Hort für planmäßige Entwickelung hofften, aber es schien auch hier wie anderwärts zu gehen, das praktisch gesetzte Bürgerthum konnte gegen das idealistische Aufschäumen zu keinem festen, sich selbst getreuen Halt gelangen; es ließ sich hinüberdrängen nach jener philisterhaften Ruhesucht um jeden Preis.

In vielen Städten regt sich jetzt das Bewußtsein, daß die kund gegebene politische Stimmung nicht die der wirklichen Bürgerschaft sei, sondern von einer kleinen Zahl rühriger Wortführer ausgehe und gemacht werde.

Wem es um Wahrheit, um die volle, wenn auch betrübende Wahrheit zu thun ist, der müßte die neue Thatsache mit ernster Betrachtung hinnehmen, und

entspräche sie auch nicht den persönlich gewünschten Consequenzen, die Thatsache doch als einen Fortschritt erkennen.

Leider aber drängen sich auch hier einige wortfertige Doctrinäre und Ehrgeizige an die Spitze, die Zahl der Theilnehmer rekrutirt sich aus jenen „ewig Lächelnden", die mit ihrem Besitze oder ihren Aemtern sich begnügend, sich der neuen Loyalität der gegebenen Verhältnisse nur anbequemen.

So werden wir überall noch viele Wandlungen und Täuschungen durchmachen müssen, bis sich die wirkliche und selbständige Stimmung des Bürgerthums herausarbeitet.

Hier in Wien kam bald ein äußerliches Zeichen hinzu, das die politische Farbe des Vereins zu verdrängen schien.

Viele Mitglieder des neuen Vereins hatten sich, im Gegensatze zu den bisherigen Abzeichen, mit schwarzgelben Bändern versehen, und es gehörte in der That Muth dazu, solche öffentlich zu tragen. Ich war Zeuge mehrer Szenen auf dem Graben und am Kohlmarkt wo sich Bandgewölbe befinden. Große Menschen-

gruppen hatten sich vor den Kaufläden gesammelt und so oft einer herauskam mit dem schwarz-gelben Bande, ging ein großes Halloh an. Mit Spott und Hohn wurde der Schwarz-gelbe überschüttet und mehrmals kam es zu handgreiflichen Thätlichkeiten, wobei indeß die Municipalgardisten, schöne Männer mit anständigen Manieren, beschwichtigend eintraten.

In diesen Tagen war nun in den Blättern, in Plakaten, in den hundertfältigen Gesprächen auf der Straße und in den Kaffeehäusern viel heraldisches Gerede über Ursprung und Bedeutung der schwarz-gelben Farben. Man sprach sogar davon, daß man einen schwarz-gelben Zug nach Schönbrunn veranstalten wollte, daß aber der Kaiser sich solches verbeten habe mit dem Bedeuten, daß er ja selber die deutsche Fahne mit eigener Hand auf seinem Schlosse aufgepflanzt.

Ich horchte da und dort hin, ob denn diejenigen, die die deutschen Farben trugen, einen unbedingten und festen Anschluß Deutsch-Oesterreichs an Deutschland anstrebten und umgekehrt, aber ich fand nirgends den Muth und die Kraft der Klarheit, daß man es

wagte, dem einmal Erkannten durch seine nothwendigen Consequenzen nachzugehen. Auf beiden Seiten gab es Wenn und Aber. Ergötzlich war mir der Ausspruch eines wohlhäbigen dicken Pfahlbürgers, der in einem Kaffeehause zu seinem Nachbar sagte: „ob ich ein Deutscher bin, das brauch' ich nicht erst zu sagen, so wenig als ich zu sagen brauche, daß ich ein Mensch bin. Ich bin als Deutscher geboren und erzogen und verstehe weiter nichts als Deutsch, aber ich bin doch ein Oesterreicher, ja das bin ich." O göttliche Logik, störe mir den Mann nicht in seinem süßen Halbschlafe.

Es müssen andere Geister, gewaltige Ereignisse kommen, um das hart verknotete österreichische Räthsel zu lösen. Schickt dieses Deutsch-Oesterreich seine Deputirten nach Frankfurt und jetzt soll es sich noch fragen, ob es unzertrennlich zu Deutschland gehört. Hat dieses Oesterreich in der ganzen vergangenen Schmachperiode uns durch seinen Metternich geknechtet und jetzt soll es sich noch gar herausstellen, daß wir vom Auslande unterjocht waren!

den 19. Septbr.

Bei regnerischem Wetter, das aber doch Aussicht auf baldiges Aufhellen gewährte, zog am Morgen eine ungarische Deputation in Wien ein. Sie hatte ein geringes Geleite, das sie am Landungsplatze empfing und nun durch die Straßen führte. Sie wollen dem Reichstag unmittelbar ihre Verhältnisse darlegen, da das Ministerium mit Jelachich gegen sie kabalirt.

Ich reiste an diesem Tage mit einigen Freunden nach Baden. Auf dem Bahnhofe hatte ich mir ein ganzes Pack der verschiedenen Zeitungen gekauft. Immer deutlicher wurde es mir, daß hier eine Sprache geführt wird, die weder von der Bildung ausgeht noch auf solche abzielt. Verräther, Schurke, Vettel, Mephistopheles, das sind ganz gewöhnliche Ausdrücke gegen mißliebige öffentliche Persönlichkeiten. Wie soll da noch eine anständige auf klare Beweisführung gestützte Erörterung daneben Platz greifen? Das sind nun die Blätter, die für ein Volk geschrieben sind, das noch vor wenigen Monaten von Spitzeln umgeben war, das ein himmelschreiendes Militärwesen, ein verrottetes Beamtenthum, ein verkommenes Schul-

wesen, kurz Alles noch aus den alten Zuständen hat.

Die Zeit der „schönen Sprache," des „eleganten Styls" und der „pikanten Schreibart" ist dahin. Die ganze geistreichisirende Literatur mit dem feingedrechselten putzig zierlichen literarischen Nippsächelchen ist über den Haufen geworfen. Die Vergötterung des Virtuosenthums ist auch hierin zu Ende. Eine Zeit liegt hinter uns, die immer Anläufe nahm und zu nichts Thatsächlichem gelangte. Diese Anläufe bildeten sich am Ende zu einer Art geistiger Turnkunst aus. Nie war die Verehrung des Geistreichen, der Façonirung der Gedanken größer als in der eben abgelaufenen Periode.

Wie in der jetzt beginnenden Bethätigung der Charakter eines Menschen zuletzt als das wesentlich Gültige und Haltbare sich ergeben muß, so wird auch in der Literatur die einfache Kraft des Gedankens entscheidend werden müssen. Man könnte sagen: es wird jetzt und fortan immer mehr der Gedankengehalt gewogen und die Façon gering veranschlagt. Das darf uns aber nicht zu einer Barbarei bringen, zu

einem geschmacklosen Poltern, in dem wir der edelsten Errungenschaften der Bildung und der Kunst verlustig gehen und wo der Meister ist, wer die saftigsten Kraftworte aufzutrumpfen vermag. Der echte Gehalt bedingt nothwendig die echten Formen der wahren Kunst, und Rundung und Begründung des Ausgesprochenen bringt zu jenem Ebenmaaße in Gehalt und Gestalt, in welchem mit der Dauer auch die Sicherheit der Wirksamkeit liegt.

Die erste Feststellung der freien Presse hat wie natürlich rohe und ungeschlachte Stimmen laut werden lassen. Das mußte so sein. Wirkung! momentane Wirkung war der einzige Zweck. Was galt da die Form? Jetzt wird es bald anders kommen. Nur der feste aber bemessene Ton hält lange aus und wirkt lange noch. —

In der Wiener ultra-radikalen Journalistik blähen sich die Gesinnungskorporale auf; Schimpfen und nochmals Schimpfen, aber dabei ohne irgend ein hervorstechendes Talent, ja ohne nur ordentlich schreiben zu können, das ist Alles. Herr Tausenau, der noch für einen der Befähigtsten gilt, hat da im Radikalen

einen Artikel über Wessenberg geschrieben, der an Cynismus seines Gleichen sucht. Auch Studenten geben ein Blatt heraus und räsonniren ins Blaue hinein. Man muß offen gegen diese Verkehrtheit des Zeitungsstudententhums auftreten. Die Studienzeit ist die Zeit des Lernens und Gährens und es ist nicht gut für den Lesenden, noch viel weniger aber für den Schreibenden, wenn solche halbverworrene gestern aufgeschnappte Gedanken gleich unbesehen zur Oeffentlichkeit kommen. Und was sollen denn diese jungen Leute Neues thun, wenn sie Männer geworden, da sie schon jetzt öffentlich das große Wort führen?

Das Blatt „die Presse" scheint an phrasenreichem Doktrinarismus zu leiden.

Es ist gut und nöthig, daß Kuranda und Bodenstedt daran gehen, in Oesterreich eine männlich-offene und besonnene Publizistik zu gründen. . . .

Die Herbsttage waren so hell, ich machte mich auf nach dem grünen Steiermark. Ich erzähle von meinen Reiseerlebnissen nur das, was zur Charakteristik der Zeit gehört. Ich kam zufällig in mehrere Kreise der geflüch-

teten Aristokratie; denn das Landleben war diesmal mehr eine Flucht als eine Erholung. In der Geldaristokratie fand ich die häßlichste Abgeschwemmtheit der Genußsucht. Neuer Sinnenreiz und immer gleich stark, das ist hier die Losung, aber nur keine Unruhe, keine Angst, kein Aufgebot der Kraft zur Erhaltung des Seins. Ich hörte hier den hohen Orakelspruch des Propheten Nestroy wieder: „Ich soll was für die Nachwelt thun? was hat denn die Nachwelt für mich gethan?“ Bei der Jugend in diesen Kreisen fand ich ein maulfertiges Lästern gegen die Unruhstifter, ein Bangen und Verlangen nach dem ungestörten Genusse. Ein 21jähriger junger Bursch, dessen ganzes Tagewerk in Essen und Trinken, Reiten und Fahren u. s. w. besteht, sehnte sich mit all seinem Gelde nach Amerika. Dort allein sei ja Ruhe. Die ganze Kraft, das ganze Talent dieser Stallbuben in Glaceehandschuhen besteht im Erben; auch die Freiheit möchten sie erben, wie das Geld ihrer Väter. Erwägt man diese Fäulniß der durch Reichthum mit einem Bildungsfirniß Ueberzogenen, so erkennt man aufs Neue die geschichtliche Nothwendigkeit, daß neue Schichten des Volksthums

sich aufthun müssen, um diese öde Nichtswürdigkeit zu vertilgen. — Nicht minder erbärmlich fand ich das Wesen der Adelsaristokratie, die sich da und dort in vereinzelte Landhäuser, in kleine Städtchen und Dörfer zurückgezogen, oder vielmehr geflüchtet hatte. Ueberall der blasse Schrecken, der sich durch kein virtuoses Klavierspielen verscheuchen ließ. Man suchte zu lachen, zu scherzen, Parthien zu arrangiren, aber die echte Lust fehlte. Man zitterte um seinen Besitz, um seine bevorzugte Stellung. Es wurde eifrig darüber verhandelt, was man aus den jüngeren Söhnen machen solle, da ihnen die sonst so sicheren Stellen im Heere, am Hofe und in der Bureaukratie jetzt in Frage gestellt waren. In der Gegend des Sömmering, wo die großen Erdarbeiten Tausende von Arbeitern anhäuften, war die Furcht noch eine gespannte. Ich besprach mich mit sehr vielen dieser Arbeiter und fand in ihnen im Ganzen, abgesehen von einzelnen wüsten Gesellen, emsige, gutmüthige Menschen ohne Falsch und Arglist. Freilich galt ich bei Vielen für einen Studenten und das war ein Geleitbrief in das innerste Vertrauen. Als charakteristisch mag verzeichnet

werden, daß eine Baronin von höchst unbedeutender Geistesbildung, die umgeben von ihren beiden Töchterchen in der Nähe wohnte, während ihr Mann bei Radetzki in Italien im Felde stand, sich zu ihrem Schutze einen hübschen Studenten ins Haus nahm. Dieser Student war noch dazu, wie allgemein bekannt, der Sohn des katholischen Pfarrers S. auf einem benachbarten Dorfe. Es war nun gar seltsam anzuschauen, wie sie mit ihrer Sauve-garde zu Fuß und zu Wagen Besuche und Ausflüge in der Umgegend machte. Der Student mit seinem altdeutschen Waffenrocke, den Kalabreser mit wallender Feder auf dem blonden Lockenhaupte, das schwarz-roth-goldene Band über der Brust und den Schleppsäbel um die Hüfte geschnallt, das war die Sicherheitswache. — Eine besonders anziehende Erscheinung war die Gräfin A., die auf einem einsamen Gute wohnend, sich jetzt damit beschäftigt, Memoiren aus dem Hofleben zu schreiben, worin sich unter anderem Bedeutsamen zeigen wird, wie listigfein Metternich mit seinen Ligurianern auch das Privatleben und besonders die Erziehung und Verheirathung der Töchter aus den höheren Ständen in der Hand hielt. Die

Einkünfte der Gräfin sind durch ihre in Ungarn gelegenen Güter jetzt völlig in Frage gestellt und diese außergewöhnliche Erscheinung, die der Kaiserin Maria Theresia auffallend ähnelt, ausgestattet mit allen Verfeinerungen der höhern Bildung, in allen lebenden Sprachen meisterhaft singend, vortrefflich in Oel malend, mit den Erzeugnissen der Literatur vertraut, ist jetzt auf den Punkt gestellt und gerne dazu bereit, sich den Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen. Die ausgeführte Darstellung eines solchen Verhältnisses, wo auf der einen Seite die einen heruntersteigen müssen von der Höhe des verfeinerten Genusses, während auf der andern bis jetzt niedergehaltene Schichten neuen Besitzes und neuer freier Bewegung theilhaftig werden, Alles das in lebendigen Gestalten vorgeführt, könnte uns einen Tiefblick in das innerste Auf- und Abwogen des Zeitlebens eröffnen....

Nun ging's nach dem grünen Steiermark. Wie oft drängte es mich, am Herzen des Volkes zu lauschen, wie die plötzliche Wandlung der Dinge seit dem Frühling in ihm pocht und was sie da erregen macht. Aus der Tiefe des Geistes wie aus der Ge-

bundenheit in kleinen Verhältnissen müßte da ergründet werden, was in den schlichten Gemüthern vorging, die kaum ahnten den Zusammenhang und den Druck der auf uns Allen lastete, und wie sich das in das umfriedete und eingehegte Kleinleben einfugte. Das mag eine Wandlung gewesen sein wie einst in alten Tagen, da Sendboten einer neuen Heilslehre überall hindrangen. Die geistige und politische Erlösung kann aber nicht gegeben sondern nur errungen werden. Wir Alle, die wir uns seit Jahren einlebten in die Seele des Volkes, sein unverwüstliches Herz, dessen Wünsche und Hoffnungen Worte liehen und Mahnrufe ergehen ließen die ungehört nach oben verklungen sind — die Schnellkraft und Thatkraft des Volksgeistes scheint doch noch gewaltiger zu sein, als wir ahnten. Es ist nicht Abtrünnigkeit von früheren Grundsätzen, wenn wir jetzt weiter gehen, mehr fordern als ehedem.

So lange man auf friedliche Entwickelung bauen konnte, stellten sich die Folgerungen der Wünsche anders. Jetzt ist der Bruch geschehen, die Aenderung der Dinge ist aus der Revolution hervorgegangen.

Es wäre eitel Pedantrei und Steifen auf vergangene Weisheit, wenn man aus Furcht vor sogenannter Inkonsequenz jetzt bei dem bliebe, was man ehedem als friedliches Lösegeld zu fordern hatte. Niemand hat das Programm der Geschichte in der Tasche, das sich nur so nach vorgesehenen Forderungen abspielt. Jeder Tag ist ein neuer Schöpfungstag....

In den Städten ist das Verständniß der allgemeinen Interessen näher gerückt. Der Bauer aber fragt gleich bei allem: was bringt es mir? Schon die Vereinzelung in einsame Gehöfte und kleine Gemeindeverbände beschränkt den Gemeinsinn und den geistigen Horizont, und doch ist das immer steigende Anwachsen großer Städte zugleich auch der Fluch der modernen Civilisation, sie vereinzeln das Individuum noch weit mehr und bringen jene schauderhaften Zustände, die wir bis jetzt vergebens zu heilen trachten.

Ich fragte einen sonst verständigen Bauern, mit dem ich eine Strecke ging, was er vom Reichstage denke, der vor Allem für die Bauern gesorgt habe. „Schaun's, wir haben kan Robot nit g'habt, uns geht das nichts an", antwortete er.

Das war ein Bleigewicht gegen jeden ideellen Aufschwung. — Es scheint, daß noch gewaltige Erschütterungen kommen müssen, die selbst in die entlegensten Dörfer dringen, um zum Verständniß der neuen Zeit zu erwecken.

Es darf nicht vergessen werden, daß Eigennutz und Habsucht, die sich bekanntlich bei dem Bauern überall so vorherrschend finden, ihren fast nothwendigen Ursprung in seiner Stellung haben. Vorerst ist auf dem Lande alle Geltung wesentlich vom Besitze abhängig, und sodann ist der Verkommende auf dem Dorfe für seine ganze Lebenszeit verloren, es gibt hier nicht wie in der Stadt neue Berufe, überraschende Schicksalswendungen durch ein plötzliches großes Gelingen; der Erwerb ist ein kleiner und stetiger. Daher jenes zähe knickerige Zusammenhalten des bedachtsamen Bauern.

Das ideelle Erfassen des neuen Menschen- und Bürgerthums wird sich beim Bauern wesentlich im Gefolge materieller Vortheile einfinden.

Ein souveräner Politiker würde kurzweg sagen: die Masse des Volkes wird immer und ewig geleitet

und zu ihrem Guten gezwungen werden müssen; die Entscheidung über die Gestaltung neuer Zustände macht sich stets in höheren Geistesregionen. Ich glaube, daß dieses Verfahren kein ewiges ist.

Bemerkenswerth ist noch der Ausspruch eines andern Bauern, mit dem ich einen ganzen Mittag ging. Als auf die Studenten die Rede kam, nannte er sie „unversuchte Menschen" und er sagte: nur der dürfe eigentlich in der Welt mit drein reden, der verheirathet sei und ein eigen Hauswesen habe. Keine Einwendung fruchtete etwas.

In dem lieblichen Gratz wie in kleinen gewerbreichen Städten fand ich in Versammlungen und Privatgesprächen einen gewissen sorglosen Enthusiasmus für Deutschland, ohne daß man sich das Verhältniß zu demselben bestimmt klar machte. Es ging damit bei Vielen wie mit dem transscendenten Jenseits, bei dem man sich nicht gern nach dem Wie fragt. Hier aber ist das Wie die Hauptsache. Die Demokratie, die hier auch keine recht compakte Gestalt hat, ist vielfach kosmopolitisch. In Gratz besteht ein deutscher Verein neben dem demokratischen.

Abgesehen von Handel und Gewerbe und den hundertfachen hier einschlägigen Lebensbeziehungen gibt es noch ein Moment, das so zu sagen die große Politik nicht ins Auge faßt, das aber von Bedeutung ist zur richtigen Würdigung der Stimmung und Haltung. Auch in heterogenen Länder-Bestandtheilen, wenn sie lange zu einer äußern Einheit verbunden sind, stellt sich allmälig eine gewisse intime Beziehung heraus. Da ist die Tochter eines Kaufmanns, sie ist an einen kroatischen Offizier verheirathet, dort die Frau eines Arztes, sie ist eine Ungarin, jener Alte, der schon das dritte Geschlecht um sich sieht, ist ein Czeche u. s. w. u. s. w. Diese Verhältnisse bilden gleichsam das feine Gewebe zu einem neuen Organismus. Nur eine große mächtige Bewegung, die unbekümmert um Einzelschicksale und Stimmungen mit unerbittlicher Gewalt sich geltend machte, könnte die natürliche Scheidung des nicht Zusammengehörigen scharf und entschieden nach großem Maßstabe bewirken. Soll dieß aber auf friedlichem Wege, aus innerm Entschlusse geschehen, so äußern die angedeuteten Beziehungen ihre unberechenbare zähe Macht.

Ich weiß wohl, daß es noch viele andere umfassendere Verhältnisse gibt, die den Wiener, den Steyrer u. s. w. weit mehr von dem Rumänen 2c. wissen lassen als von dem Franken, Schwaben; aber ich wollte hier nur eine Beziehung andeuten, die sich nicht auf der Landkarte markirt.

Man irrt sich ganz gewaltig, wenn man glaubt, daß durch die Wahl des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser die österreichischen Sympathien erobert seien. Der Hof hat bekanntlich wenig Zusammenhang mit dem isolirten Prinzen erhalten und wenn nicht Wien die Hauptstadt Deutschlands wird, ist es dem Volke gleichgültig, ob da draußen in Deutschland ein österreichischer oder ein fremder Prinz sitzt. Er rächt sich jetzt am Erzherzog Johann, daß er während der langen Schmachperiode des Vaterlandes in grollender Zurückgezogenheit eine einsame Rolle gespielt, statt der offene Kämpe und der starke Hort für alle Freiheitsbestrebungen zu sein. Hier in Steiermark hört man viel von ihm sprechen und Alles zeigt, daß er ein gottesfürchtiger Bergmann, ein kecker Gemsjäger und sonst überhaupt immer ein leutseliger Herr

gewesen, mit dem sich's traulich verkehren ließ; Alles das aber zieht keine Länder nach sich...

Ich übergehe die mancherlei Einblicke, die ich in Natur- und Menschenleben in Steiermark that. Nur das sei noch kurz erwähnt, daß die Volksschule sich in jeder Beziehung in so jammervollem Zustande befindet, daß eine durchgreifende Reform nöthig. Oesterreich scheint auch hierin die traurigen Nachwirkungen des alten Systems nicht so rasch überwinden zu können, denn es fehlt auch hier wie in anderen Dingen an den Persönlichkeiten. Der Mangel tüchtiger Volksschullehrer ist auffällig. — In den felsigen Gebirgsgegenden trifft man auf die schauderhafte Degeneration des Kretinismus. Wenn wir zur positiven Organisation gelangen, wo sich nicht mehr blos der Kampf gegen die Unterdrükker, sondern die Liebe zu den Unterdrückten thatsächlich zu bewähren haben wird, müssen vor Allem vorsorgliche Anstalten zum bessern physischen Behaben des Volkes getroffen werden. Da wird das Maulheldenthum zu Ende sein und die wirklich liebevolle Hingebung sich bekunden.

Es gibt weit mehr Menschen, die die Fürsten hassen als das Volk lieben.

Ich traf überall eine große Aufregung, hervorgebracht durch die Geistlichen, die gegen den Reichstag agitirten, weil er die Religion stürzen wolle. Bis jetzt ist ja bekanntlich die Religion oder vielmehr das Kirchenthum das einzige Ideelle, für das der Bauer aufzuregen ist. Petitionen mit Tausenden von Unterschriften cirkulirten zur Erhaltung der Klöster u. s. w. Die Geistlichen sind zur Zeit noch die Einzigen, die mit dem Landvolke in persönlicher Beziehung stehen (einzelne Aerzte kommen nur wenig in Betracht). Die Geistlichen vermitteln dem Landvolke die Kunde von den Zeitereignissen, die Presse kann noch nicht durchdringen. Ich traf ganze Dörfer wo Niemand eine Zeitung hält als bloß der Pfarrer. Auch wird der Presse nie das gelingen, was dem persönlichen Wort und Umgang. Es gehört schon viel dazu, daß ein Bauer dem Pfarrer mißtraut und noch viel mehr daß er es wage, dieses Mißtrauen durch Unfolgsamkeit bei Bittschriften, die von der Kanzel bevorwortet sind, kund zu geben. Außerdem ist bisheran in Oesterreich von einer freien ländlichen Gemeindeverfassung kaum eine Spur.

Als Beispiel von wissenschaftlicher Stufe und Bestrebung eines Geistlichen hier Folgendes. Ich traf auf meiner Fußreise bei Gambs im Walde einen freundlich aussehenden, bequem gekleideten Mann mit grauen Haaren, der die Jagdbüchse über der Schulter trug; die steifen Rohrstiefel, die den Trägern in Oesterreich den Namen Postillone Gottes geben, ließen den Geistlichen bald erkennen und er gab sich auch als Pfarrer von Gambs kund. Wir gingen eine gute Strecke mit einander, das Gespräch kam von selbst auf religiöse Gegenstände und der Pfarrer sagte: „Ja, die Herren von der Freiheit wollen jetzt über den großen Gott hinaus, aber der große Gott ist noch viel größer als sie; es kommt eben alles Unglück von der Religionsphilosophie.“ Ich fragte, was er damit meine und er sagte: „Die Religionsphilisophie ist von dem Rousseau in Frankreich; dem haben seine Leute einmal gesagt, wir haben keine Trommeln mehr und da hat er ihnen gesagt: zieht den Menschen die Haut ab und macht Trommeln daraus. Das ist die Religionsphilosophie und die stammt von dem Rousseau, der anno 5 gestorben ist.“ Alle

meine Einwendungen waren vergebens, der Pfarrer behauptete immer, er habe es selbst gelesen in einem Buche im Kloster, das heiße eben Religionsphilosophie. Das war wahrscheinlich ein jesuitisches Compendium. Der Pfarrer begleitete mich bis gegen Eschau. Dort in der „Keusche", so nennt man hier ein Wirthshaus, sagte er, werde ich eine lustige Gesellschaft treffen, es seien die Holzmesser, die den Abschluß ihres Geschäftes feierten. Ich fand in der That großen Halloh in der Wirthsstube. Die Waldgänger und Holzmesser hatten ein Scheibenschießen gefeiert und tranken jetzt lustig. Besonders auffallend war ein schöner breitbrustiger Mann mit grünem Hut und Gemsbart, eng anliegendem grauen Rock und grauen Knie-Gamaschen, der konnte des Trinkens nicht genug bekommen. So oft die Anderen weggehen wollten, hieß er immer wieder frische Flaschen bringen und sang verworrene Lieder, er konnte keines ganz. Sie nannten ihn bei einem czechischen Namen. Gegen mich that er auch besonders freundlich und sagte immer: Sie sind ein großer Herr. Trotzdem ichs immer verneinte, sagte er, er wisse mit großen Herren

umzugehen und raunte mir ins Ohr, man müsse da nur durch die Finger sehen, er wisse schon wie man das mache. Ein kleiner Schreiber, der mit bei der Gesellschaft war, kam mit einem Sattler in Händel, weil der Sattler von Preßfreiheit gesprochen hatte und der Schreiber behauptete, der Sattler verstünde nichts davon. Alles schlug sich auf Seite des Schreibers. Jetzt forderte der stattliche Waldgänger einen Andern Schmächtigen auf, mit ihm im Spaße zu raufen. Dies geschah und nach langem mächtigen Ringen warf der Schmächtige den Stattlichen zu Boden. Er schlug nun mächtig um sich, bis man wieder aufstand. Nun verlangte er nochmals die Probe, es wurde ihm willfährt, und wie das so geht, aus dem Spaße wurde Ernst und sie schlugen mit aller Kraft aufeinander. Der Stattliche hatte gewonnen. Alles lief abwehrend hinzu und schrie „das ist der verfluchte Böhme.“ Der Stattliche war in der That ein Czeche und sein Gegner schlug ihm das ganze Gesicht blutig. Er setzte sich fluchend hinter den Tisch und Alles schrie: „das sein halt die ungetreuen Böhmen“. Ein schöner junger Bauer, ein wahrer Antinous an Gestalt, kam

auf mich zu und sagte: „das ist nichts, man soll keinem sein Volk vorwerfen, es gibt unter allen Völkern Gute und Schlechte". Wir tranken mit einander. Ich hörte aber auch hier wieder, was ich in diesen Tagen schon mehrmals erlauscht hatte: die alte Metternich'sche Regierung hatte die Czechen in allen Aemtern bevorzugt, weil sie sich zu Allem gebrauchen ließen. Wenn ein Czeche und ein Deutscher mit ganz gleichen Bedingungen sich um ein Amt bewarben, so konnte man sicher sein, daß der Czeche es erhielt. So hörte ich noch vor wenigen Tagen mehrere beim Bergbau Beschäftigte über einen Vorgesetzten sprechen, den sie nur den Herr Swornost nannten. Der eine sagte: man müsse ihn bei der Erle an sein Amtsgebäude aufhängen, worauf ein Anderer erwiderte: von den Erlen rutsche der Strick leicht ab, er wisse dagegen einen guten Eichbaum, der festhalte. Alles stimmte lachend bei. Wie folgentraurig ist es, daß das alte österreichische System nicht nur mit den Bajonetten des einen Landes das andere unterdrückte, sondern auch mit den Bediensteten aus dem einen Stamme den andern unter Bann und geheimem Druck hielt.

Der Czeche gab auch hier noch keine Ruhe, bis sich endlich der Wirth an ihn machte und ihn mit einer tüchtigen Tracht Prügel zur Thüre hinauswarf. Er schrie draußen an die Thüre hämmernd nach seiner Flinte, aber diese wurde ihm nicht gegeben, man warf ihm nur den Hut nach. Als endlich Ruhe hergestellt war, holte mir mein junger Freund, der als der beste Jodler bekannt war, (was man hier Wollatzen nennt) noch einen Gefährten, den Wegknecht, der auf der Straße die Steine klopft, und nun begann er jenen wundersamen Gesang, der sich ohne Worte über alle Höhen und durch alle Gründe der Empfindung hindurchzieht. Die Mägde kamen herbei und auch sie wollatzten.

Nun war es herrlich. Bald zwei-, bald drei-, bald fünfstimmig hielten sie den vielverschlungenen Gesang an und unversehens sprang das eine und das andere in eine neue Tonart über und auf einen Wink mit den Augen trat ein anderes für ihn ein.

Mitten unter Menschen, im Zusammenhange des Dorflebens, bleibt der Volksgesang immer an bestimmte Worte gebunden, es bleiben bestimmte menschliche Beziehungen, und nur wie eine abschließende Instrumen-

talbegleitung schließt sich oft ein wortloser Refrain an. Droben aber auf der fernen Alm, wo die Sennerin Tage und Wochen verbringt, ohne des Wortes, der Verständigung mit einem Menschen zu bedürfen, da sitzt die Sennerin oft sinnend und träumend, weit ab liegt das Wort, drunten im Thale, und ein Gesang erhebt sich gleich dem des Vogels, so ungebunden, so in sich selbst genügend, die reine Lust! Das Menschenkind ist wieder zurückgekehrt in die wortlose Natur.

Wie herrlich klangen diese Töne hier, wo kaum der wüste Lärm verstummt war.

O, du unverwüstliches deutsches Herz! Du wirst wie Arion dein Lied hinwegtragen über Sturmes Gebraus, bis das Ufer des Friedens wieder erreicht ist.

den 6. Oktober.

Ich machte mich auf, um nach Wien zurückzukehren. Der Weg ging der Donau zu, das Dampfschiff zu erreichen. An mehreren Orten, wo ich einkehrte, waren große Versammlungen in den Wirthshäusern. Es handelte sich um Verlegung des Amtssitzes. Jetzt waren die allgemeinen politischen Prinzipien zurückge-

treten, und in dieser kleinen Organisation kamen schon ganz andere Interessen zu Tage. Da wollte ein Wirth sein Gasthaus, dort ein reicher Kaufmann seine stattliche Wohnung als Amthaus verkaufen und die Gründe, die ich an verschiedenen Orten für die Residenzberechtigung hörte, waren gar ergötzlich.

Ich übernachtete in Scheibs. Wie seltsam ist doch die Organisation der Welt. Dort in der großen Hauptstadt wird der ganze bisherige Stand der Dinge umgestellt, das ganze Dasein scheint aus den Fugen getreten, von einem einzigen mächtigen Affect beherrscht und — hier draußen geht Alles seinen ruhigen Gang wie gestern so heute und morgen. Der Bergmann steigt in den Schacht, der Holzknecht fällt im einsamen Walde die mächtigen Stämme, der Hirte treibt die Heerde in das Stoppelfeld, der Winzer schneidet die Traube. Ein Volk, die Menschheit gleicht einem großen Organismus, fast wie der Körper eines Einzelmenschen; während ein einziger großer Affekt dich ergriffen und du ganz in ihm bist, gehen die Funktionen deines Lebens von selber ihren Gang, das steigt auf und ab und erhält dich ohne daß du es weißt und willst. Es ist je

nach dem Standpunkte demüthigend oder erhebend (beides ist eigentlich gleich, nur die Aeußerung des allgemeinen Gedankens ist verschieden) die eigentliche Erhaltung, das Bestehen unseres Seins ist vom Einzel-Willen unabhängig.

Eine ganze Nation zu ein und derselben Zeit auf dasselbe Ziel lossteuernd, wer führte sie wieder in die tausend kleinen Wege, die ein jedes für sich zu gehen hat? Die Ureinwohner von Nordamerika hatten den Glauben, die Erde sei eine im Aether schwebende Tellerfläche und ihre Weisen sagten, darum müßten die Einzelnen verschiedene Wege gehen, damit das Gleichgewicht erhalten werde und die Erde nicht überschnappe. Würde die Welt in der That überschnappen, wenn die Menschheit Eines Sinnes sich zu Einer Thätigkeit sammelnd plötzlich zur selben Zeit nach ein und demselben Ziele hinrennte?

den 7. Oktober.

Ich bekam kein anderes Fuhrwerk und mußte Extrapost nehmen. Wie wohlig rollte sich's nach längerer Fußreise im offenen Wagen durch den leisen

Morgennebel dahin Und als jetzt die Sonne mählig heraufstieg, der Horizont sich erweiterte, nicht mehr eingeengt von den felszackigen Bergen des Steierlands und als der Postillon seine fröhlichen Ländler hinein erschallen ließ in den frischen Herbstmorgen, überkam mich zum ersten Mal seit langer langer Zeit ein freudiges Wohlgefühl, neue poetische Gestalten stiegen vor mir auf, wie aus dem jungen Tag geboren. Ich ließ sie vor mir spielen und suchte sie nicht in der Schreibtafel festzuhalten. Ein Stück alter Romantik hatte sich wie ein heller Thau herniedergesenkt auf die erschütterte fieberisch zitternde Welt. — Gegen Mittag war das Dampfschiff erreicht und nun ging's stromab im herrlichen Sonnenschein, in dem die Städte, Waldberge und Burgen am Ufer erglänzten. Ich traf den Reichstagsdeputirten Paur aus Neiße auf dem Dampfschiff. Auch dieser Mann des konsequentesten philosophischen Freimuthes, der vom protestantischen Metternich Eichhorn so peinlich gequält und verfolgt war, gehört nicht zu der äußersten Linken, sondern zur staatsmännisch besonnenen Partei Heinrich Simon's. Durch Gespräche über die schmählichen Frankfurter Septembertage stand

ich nun plötzlich wieder mitten inne in dem rathlosen Wirrwarr unserer Tage.

Wir leben jetzt Alle geistig so zu sagen von der Hand in den Mund, wir wissen, was wir heute haben und nicht was morgen; die That an Auerswald und Lichnowski, der in seinen Reden von Reitgerten gesprochen, läßt fast befürchten, daß der Bildung die Zügel aus der Hand genommen und Alles dem dunkeln Instinkte der Massen anheimgestellt ist. Wenn Deutschland, wenn unsere Civilisation dem Untergange entgegen geht, oder nur aus Blut und Mord sich rettet, so sind nicht die sogenannten Wühler von heute die Grundursache davon, sondern mit Einem Worte — die Fürsten. Durch länger als ein Menschenalter haben sie die Besten im Vaterlande gezwungen, das Gesetz zu untergraben und zur Auflehnung gegen dasselbe zu reizen; darum wird es jetzt so unsäglich schwer, eine Achtung vor dem Gesetze wieder in den Gemüthern aufzuerbauen.

Wir sehen es heute, wie leicht es ist, die drei großen Reichsversammlungen in Deutschland durch allerlei Aufreizungen zu diskreditiren.

Wird erst nach einer Erschlaffung oder nach verzweiflungsvollem Kampfe auf blutgetränktem Boden das neue Gesetz Wurzeln schlagen können?

Auf dem Dampfschiffe war eine Hauptmannswittwe aus Salzburg mit ihren zwei Töchterchen. Sie reiste nach Wien, um ein Unrecht auszugleichen, das ihrem Sohne geschehen war, der durch eine Intrigue von der unentgeltlichen Aufnahme in die Ingenieurschule ausgeschlossen war. Sie hatte zu dem Behufe ein Empfehlungsschreiben an den Kriegsminister Latour bei sich. Ein alter Mann, der das mit anhörte, sagte: „Ja, es wird lange dauern, bis man bei uns in Oesterreich nicht eben Alles durch Empfehlungsschreiben erlangen muß.“ Eine Schwägerin des Ministers Bach war auch mit auf dem Dampfschiffe. Bald hörten wir an den Anlandungsplätzen dunkle Gerüchte, daß in Wien Unruhen ausgebrochen seien, es werde noch fort und fort kanonirt. Alles war in höchster Spannung, bis uns endlich das von Wien kommende Dampfschiff begegnete, von dem der Kapitän einen Zettel erhielt, den er laut vortrug. Darin hieß es, Latour ist an den Laternenpfahl ge-

hängt, Bach und Wessenberg werden vom wüthenden Volke gesucht, das Zeughaus ist erobert. Die Frau mit dem Empfehlungsschreiben und die Schwägerin Bachs fielen in Ohnmacht. Wir Alle waren tief ergriffen von den Nachrichten. Sollte es möglich sein, sollten die gemüthlichen Wiener sich vom Blutdurst hinreißen lassen und wir nun einer langen Schreckenszeit entgegen gehen? Das scheint unmöglich. Wer hätte es aber von den galanten Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts geglaubt, daß sie mit Wollust von Mord zu Mord schritten, wenn nicht die Geschichte solches als Thatsache aufwiese?

Wie glänzten die Berge und Burgen so ruhig im Sonnenschein, es ist kein Auge da, das euren stillen Blick erwiedert. Die Menschen erwürgen einander, weil die Einen nicht aufhören wollen zu herrschen und die Andern nicht länger wollen Sklaven sein.

Wir landeten auf der Station vor Nußdorf und fuhren eilends nach der Stadt. Ueberall ein Wogen und Treiben als ob nichts geschehen wäre, nur hier und dort ein Wachposten oder ein Trupp der Nationalgarde. Als wir in die eigentliche Stadt kamen, ging

es von Barrikade über Barrikade. Sie schienen gut gebaut; viele mit Dünger gekittet. Die schönen Würfel des Pflasters thürmten sich leicht auf einander und weithin vor jeder Barrikade war das Pflaster aufgerissen und die Steinwürfel hin und her gestreut, um geschlossene Kolonnen am Anmarsche zu verhindern. Arbeiter hielten Wache bei den Barrikaden, an den offen gelassenen Zugängen auf der Seite stand ein Teller auf den Steinen, darein die Vorübergehenden kleine Gaben legten. Neue Opferstöcke an neuen Altären. Die Kaufläden überall geschlossen, auf dem Graben und in den angrenzenden Straßen des Zeughauses die blechbeschlagenen Laden des Erdgeschosses von Kugeln durchbohrt, bis in den fünften Stock hinauf keine ganze Scheibe, Alles auf den Straßen bunt durcheinander und bewaffnet.

Es war bereits Nacht, die Gaslampen brannten als wir auf dem Platze „am Hofe" anlangten. An dem Kandelaber hing noch der weiße Säbelgurt woran Latour aufgehängt worden. Blutspuren an der Säule und am Fuße derselben. Immer wechselnde Menschengruppen sammelten sich zu Gesprächen und

Betrachtungen und hier hörten wir auch von alten Leuten, daß das kannibalische Benehmen einzelner Frauen gegen die Leiche, so wie daß man auf dem Platze mit der Leiche getanzt habe nichts als pure Lüge sei. — Stehen wir hier vor den ersten Meilenzeiger eines langen gräßlichen Weges voll Blut und Mord? Ich gestehe, daß ich das keinen Augenblick fürchte. Die scharfen Spitzen der Leidenschaft sind in unseren Tagen durch die Reflexion umgebogen. Es kann eine einzelne That wie hier als Resultat des erregten Moments sich herausstellen; zu nachhaltiger fortgesetzter Mordgier fehlt es sowohl an erkenntlichen unnachgiebigen Objekten als auch in den Gemüthern an Raserei und Verwilderung. Kann aber diese letztere sich nicht herausbilden im Laufe der Geschichte? Kann es sich nicht fügen, daß man zu neuem Mord greifen muß um die Sühne des alten zu verhindern? Die Erfahrungen aus der französischen Revolution sind hoffentlich für uns nicht verloren. Es ließe sich ein andauerndes Morden und Selbstbetäuben durch immer neue Gräuel denken, wenn es den dunkeln Mächten gelänge, die Aufreizung der Besitzlosen gegen die Be-

sitzenden zum höchsten zu steigern und so unsere ganze Civilisation in Frage zu stellen. Aber auch hier würde sich bald herausstellen, daß es anders ist wie in der ersten französischen Revolution, wo es gegen Adel und großen Grundbesitz ging. Das heutige Besitzthum, das größtentheils in imaginärem Besitze besteht, dieses vernichten und an sich ziehen, würde die Zerstörer keineswegs zu Besitzern machen. Der Arbeiter, den heutigen Tages so viele Volksführer zum Marquis Ouvrier aufschmeicheln wollen, würde bald einsehen, daß nicht durch fortwährende Revolution, sondern durch neue Organisation seine Lage verbessert werde...

Ich ging mit meinen neuen Freunde zu der in der Nähe wohnenden liebenswürdigen Darstellerin der Lorle, die wir hier mit ihrer Mutter am Theetisch fanden. Seltsamer Kontrast! Während da draußen die ganze Welt in Gährung, Alles in Waffen, im dunkeln Drange daß man sich schützen müsse vor den Folgen seiner eigenen That — hier eine kleine Welt von gestern, von einem andern Jahrhundert. Die Lampe brennt so traulich, die bequemen Stühle zeigen daß sich's unsere nächste Vergangenheit sehr behaglich

gemacht und daß es dem gegenwärtigen Geschlechte doppelt schwer sein wird, den Wachdienst der Zeit Tag und Nacht zu beziehen. An den Wänden die ruhigen Bilder, dort die Blumen, die Bücher und der Flügel — deine Töne werden lange schlummern, die Zeit der lieblichen Melodie ist hin; wer lauscht den zarten Tönen, während draußen der Donner rollt? — Hier das kleine Bild einer in sich ruhenden Häuslichkeit, während über die Straßen mit ehernem Schritte eine neue Zeitgeschichte schreitet.

Es gehört vielleicht zu den unauflösbaren Aufgaben, die Geschichte des allgemeinen Lebens gleichzeitig mit den Wandlungen in einem Einzeldasein festzuhalten; immer wieder vom vielstimmigen Forum in ein umfriedetes Heimwesen einzublicken, zu zeigen, was dort sich aufthut und wie es hier umgestaltend einwirkt. Das wird der strengen Geschichte wol immer unmöglich sein und darum Aufgabe der historischen Poesie bleiben. Darum auch ist es so nothwendig und natürlich, bei dem Aufrollen großer weltgeschichtlicher Tableaux die Wandlungen eines kleinen Einzellebens mit hinein zu verflechten und so die Wirkungen des

Gesammten auf die Stellungen des Individuums zu zeigen.

Die Erschütterung der Gemüther durch die fast vor den Augen vollbrachte That, bebte natürlich auch hier nach und die Künstlerin sah die rasende Barbarei im Anzuge. Was nützt es dem, dessen Saaten vom Wetter zerschlagen sind, darzuthun, daß sich soviel Elektrizität in der Luft gesammelt, die sich entladen mußte und nun die Atmosphäre reinigte? Es gibt bei gewaltigen großen Schicksalsschlägen, treffen sie nun das Einzelleben oder die Gesammtheit, am Ende keinen andern Trost als: man muß still halten, Sonnenschein und Hagel über sich kommen lassen und sich den Muth wieder aufrichten.

Beim Heimwege ging's auf den Barrikaden lustig her. Singen und Lachen. Da und dort hatte man sich einen Feuerheerd hergerichtet und die Feuer prasselten lustig zwischen den Töpfen.

den 8. Oktober.

Ein Sonntag ohne Glockengeläute. Der Zusammenhang der hiesigen Dinge stellt sich mir als folgender

heraus. Man hatte im März den Ungarn eine Selbständigkeit versprochen, wie sie, soll Ungarn mit Oesterreich zu einer Einheit verbunden sein, kaum haltbar ist. Die Ungarn begingen in ihrem Uebermuthe Ungerechtigkeiten gegen die Kroaten. Das wird von der Camarilla benützt, um die Ungarn zu bändigen. Jelachich, noch vor Kurzem fast in den Bann gethan, wird insgeheim unterstützt. Die Ungaren, die sich von der neuen Diplomatie verrathen sehen, wenden sich an den Reichstag in Wien. Das Ministerium weiß es mit Hülfe der Czechen zu hintertreiben, daß die ungarischen Abgesandten vor den Reichstag treten. Der Kriegsminister Latour, der vor dem Reichstage laut und öffentlich jede Verbindung mit Jelachich geleugnet hatte, wird durch einen aufgefangenen Briefwechsel überwiesen, daß er ihm Geld u. s. w. geschickt; er sucht dies nun zu beschönigen. Lamberg wird abgesendet und ermordet. Der Kaiser setzt das ungarische Ministerium ab und das neue zu Allem willige seine eigene Ernennung kontrasignirende Ministerium Recsey ein. Man wagt es jetzt frei heraus zu gehen; das Manifest an die Ungarn erscheint. Es sollen vor-

gestern deutsche Truppen, die in Wien garnisoniren, zur Bekämpfung der Ungarn abziehen. Sie weigern sich und die Bevölkerung erkennt offen das alte System: eine Nationalität durch die andere zu bändigen. Gewiß haben auch Aufreizungen von Seiten Ungarns her das ihrige gethan. Ein Theil der Bürgerwehr und der akademischen Legion kommt unversehens den sich weigernden Soldaten zu Hülfe, die von Dragonern zur Abfahrt gezwungen werden sollen. Man verlangt von Latour die Zurücknahme des Marschbefehls. Er weigert solche. Es kommt am Tabor zum Kampfe, die übergegangenen Soldaten und die Bürgerwehr siegen. An der Stephanskirche kämpft Bürgerwehr gegen Bürgerwehr und das wüthende Volk hängt Latour für seine Hartnäckigkeit und Perfidie. Der Reichstag, wohl einsehend, daß hier keine Revolution vorgegangen, die den Staat umgestalten will, sondern ein gräßlicher Ausbruch des Affekts, verlangt vom Kaiser Bildung eines neuen volksthümlichen Ministeriums und Amnestie für alles Geschehene. Der Kaiser bewilligt solches und flieht es widerrufend am andern Morgen aus Schönbrunn. Das Volk hat das Zeughaus erobert und

Auersperg zieht sich mit seinen Truppen aus der Stadt in die gefahrdrohende Stellung auf dem Belvedere. Wer weiß was jetzt geschehen wird. Wird man von kaiserlicher Seite aus das Volk zu einer Revolution nöthigen, weil ein wilder Haufe einen Mord begangen? Vielleicht ist jetzt auch die Zeit gekommen, wo sich das immer schwächliche Ministerium durch die Eisenkur des Belagerungszustandes stärken wird.

Wir gingen nach dem Reichstage, der in Permanenz war. Smolka, ein polnischer Advokat, mit treuherzigem Antlitze, trotz des borstig weit abstehenden blonden Schnurrbarts, präsidirte mit ruhigem Takte und in anspruchloser Redeweise. Es handelte sich heute wesentlich um mehrere Anträge Borrosch's, die auf das feste unerschütterliche Zusammenhalten der **251** anwesenden Mitglieder abzielte.

Mittags wandelten wir durch die Stadt und über die Außenwerke. Alles hatte ein sonntägliches Ansehen, man betrachtete sich die Barrikaden und die verrammelten Thore mit vieler Ruhe, wenngleich eine Beklemmung in vielen Gemüthern unverkennbar war; aber es muß sein, der Kaiser muß die Hand bieten

zur Versöhnung und zur Ruhe. Da und dort aus den Thoren fuhren bepackte Wagen mit ganzen Familien. Die närrisch furchtsamen Leute! warum entfliehen sie? Es lebt sich ja so ruhig in dem heitern Wien, trotz seiner fieberischen Aufregung.

Auf Nachmittag war eine große Massenversammlung in das Odeon berufen, aber sie wurde durch geschriebene Zettel an allen Straßenecken abbestellt. Aus zuversichtlicher Quelle von den Betheiligten selber erfuhr ich, daß es der Plan Einzelner war, im Odeon die Republik zu proklamiren und eine provisorische Regierung einzusetzen. Einige besonnenere Häupter der demokratischen Partei widersetzten sich diesem Vorhaben und erklärten: denjenigen, der die Republik ausrufen wolle, unmittelbar als Verräther zu bezeichnen und ihn der Volksrache zu überliefern. So unterblieb die Versammlung.

den 9. Oktober.

Im Reichstage. Schuselka berichtet im Namen des permanenten Ausschusses. Jelachich (dessen Absetzung der Reichstag vom Kaiser verlangt und dieser

im Allgemeinen gewährt hatte) soll mit seinen Truppen bei Bruck in Steiermark stehen. Der Abgeordnete Prato wird zur Verständigung und zur Verhinderung eines Weitermarsches dahin abgesendet, auch abermals ein Courier an den Kaiser, daß er jedes Vordringen Jelachichs verhüte. Eine Bauern-Deputation aus dem Marchfelde und dem Weinlande erklärt mit Gut und Blut zu Wien und dem Reichstage zu stehen. Das permanente Studenten-Comitee stellt die akademische Legion ganz zur Verfügung des Reichstages. Die Unterhandlungen mit Auersperg, der mit seinen Truppen auf dem Belvedere von der Stadt aus verpflegt wird, sind noch unerledigt. — In der Stadt herrscht große freudige Aufregung in allen Gruppen. Jelachich ist geschlagen, heißt es, die Ungarn folgen ihm auf dem Fuße, um ihn vollends zu vernichten; der Kaiser soll unterwegs auf seiner Flucht vom Landsturm aufgehalten worden sein, in Ollmütz ist er nach bestimmter Nachricht noch nicht. Er soll von Kanonen und bedeutenden Mannschaften umgeben seine Reise fortsetzen. Diese abermalige Flucht des Kaisers ist von bedeutsamen Folgen. „Hat der Kaiser seinen

Posten verlassen, warum darf ich's nicht auch?" sagte ein übergegangener Grenadier zu einem Freunde. Vom Kaiser selber kann die Rede nicht sein, aber es wäre von großer Bedeutung, wenn man einen offenen Einblick in seine Umgebungen gewinnen könnte. Im Volke nennt man die Erzherzogin Sophie als Frau Camarilla. Kann man es verargen, wenn man noch nicht glaubt, daß es den Höfen ernst ist mit der konstitutionellen Freiheit und daß es fortan eine offene auf Wahrheit beruhende Politik gebe? Der allgemeine Instinkt mit seiner unverdorbenen Spürkraft witterte hier und anderwärts schon lange den Fuchs in dem alten Hofbaue; man mochte und wollte ihm nicht glauben und suchte ihn zu beschwichtigen und — um bei dem Bilde zu bleiben — er bellte und bellte immerfort. Jetzt, durch die Ereignisse ist der Fuchs heraus und entschlüpft. Der laute nicht zum Schweigen zu bringende Verdacht hat nicht erst den Schlaukopf geschaffen oder durch ein Wunder den Hasen in einen Fuchs verwandelt, er war schon lange da in seiner wirklichen Natur Das Ränkespiel mit Jelachich, den man als besondern Liebling der Frau

Camarilla bezeichnet, hat die alte treulose Verstekkenskunst zu Tage gebracht. Jetzt diese abermalige Flucht des Kaisers. Ist sie nicht mindestens kindisch? Nirgends eine Spur von Antipathie gegen den Kaiser. Man sieht das Bestehen des Thrones als Gewähr für das Bestehen Oesterreichs an, die Dynastie erscheint Allen als eine Nothwendigkeit. Man erzählt sich, daß man abermals vor den Gemächern des Kaisers Säbelgerassel und Gewehrgepolter gemacht habe, um ihn wegen persönlicher Gefahr zur Flucht zu drängen. Mag das auch mythisch sein und das Volk ein Aufrütteln von Furchtgedanken sinnlich in Eisenklänge übertragen haben; es zeigt doch, welch eine Vormeinung herrscht über die Einschüchternden und den Eingeschüchterten. Latour stand dem Kaiser nahe, sein Tod muß ihn erschüttert haben; aber statt zu antworten: „sucht die Mörder und überliefert sie den Gerichten!“ rennt er bei Nacht und Nebel davon. Wie wird er wieder zurückkehren können? ...

Abends wiederum Sitzung im Reichstage. Schuselka berichtet, daß die Verhandlungen mit Auersperg, er möge aus seiner gefahrdrohenden Stellung in die

Stadt zurückkehren, bis jetzt fruchtlos blieben. Auersperg behauptet fortwährend seine friedlichen Absichten. Der Deputirte Prato hat den Banus Jelachich in Schwadorf auf halbem Wege zwischen hier und Bruck getroffen. Der Banus erklärte, er kenne keinen andern Befehl als den Wunsch des Kaisers und wolle sich selbst mit seinen Truppen dem Kaiser zuführen. Sein Benehmen war voll Freundlichkeit, doch auch mit Zurückhaltung. Prato schätzte die Truppen desselben auf höchstens **3000** Mann, die sich aber in kläglichem Zustande befinden. Kraus, der einzige hier gebliebene Minister, erklärt in Betreff des Banus nur im Einverständnisse mit dem permanenten Ausschusse zu handeln. Umlauft, eine widerwärtig gespreizte Persönlichkeit, von dem man es nicht vergessen kann, daß er bis zu den Märztagen Zensor war und jetzt auf der äußersten Linken deklamirt, stellte den Antrag, daß das von den Nationalgarden entworfene Disciplinargesetz von dem Ministerium als vorläufiges Gesetz proklamirt werde. Der Antrag wurde angenommen. Es gilt jetzt eine geordnete Volksbewaffnung herzustellen.

Gewaltige Aufregung herrscht in der Stadt. In Jelachich mit seinen Horden zeigt sich ein wirklicher Feind und ein Vertreter der Barbarei. In heller Kampfeslust wird überall davon gesprochen, man müsse hinaus, Auersperg mit seinen Truppen angreifen und vernichten, bevor er sich mit Jelachich vereinigen könne. Andere sprechen dagegen: ein Volksheer sei nur stark in der Vertheidigung, nicht im Angriffe; dort gewinne der moralische Muth seine Bedeutung, hier allein die Disciplin, an der es noch fehle. Wieder Andere erzählen, daß ein Feuerwerker in der Stadt sich bereit erklärt habe, die Auerspergischen Truppen auf dem Belvedere, die dort eng zusammengedrückt sind, durch Schwefelraketen sammt und sonders zu ersticken. Man schüttelte den Kopf darüber, „es sind ja auch Menschen und viele Landeskinder dabei," sagte ein ruhiger Mann. Die Gruppen an allen Orten bilden sich rasch, Einer spricht einen Bekannten an, schnell sammelt sich ein Haufe ringsum, man debattirt, man erzählt, man widerspricht, man kennt sich wenig oder gar nicht. Ein Legionär erhält immer die meiste Aufmerksamkeit. Die Legionäre sind aber nicht bloß Studenten, son-

dern jeder Promovirte und was sonst sich dem geistigen Berufe nähert, gehört zu ihnen. — Man erzählt von grausamen Ausfällen, die die Soldaten im Belvedere auf vorübergehende Bürger und besonders auf Studenten machen. In den Wirthshäusern sitzt Alles bewaffnet, wir sind völlig wie in einem großen Lager.

den 10. Oktober.

Lärmend und mit eigenthümlichem Singsang rufen schon am frühen Morgen Frauen und Jungen in der stillen Gasse die Zeitungen zum Verkaufe aus. Es gibt kein stilles Morgendämmern der Gedanken mehr. Alles Dichten und Trachten wird alsbald wieder auf den Posten gerufen, von dem nur der Schlaf auf Stunden ablöst.

Zum Reichstag! rufen die eintretenden Freunde, dort ist das offene Herz des ganzen Staats- und Stadtlebens. Schuselka berichtet von der sturmvollen Nacht. Man verlangte, daß das Belvedere angegriffen und der Landsturm aufgeboten werde. Beides wurde zurückgewiesen, dagegen die Nationalgarden der Umgegend zur Bereithaltung aufgefordert, die

geordnete allgemeine Volksbewaffnung veranstaltet, vom Ministerium abermals an den Banus eine Zuschrift durch zwei Reichstagsmitglieder erlassen, um von ihm eine entschiedene Antwort zu erhalten. Man erwartet bis gegen Abend Auskunft von ihm und von Auersperg.

Abends wiederum Sitzung im Reichstag. Minister Kraus berichtet, daß Minister Hornbostl, den der Kaiser zu sich berufen, denselben bei Krems getroffen habe. Der Kaiser werde sich weiter nach Brünn oder Ollmütz begeben. Pillersdorf, Borrosch und Stubnitzki waren bei Auersperg gewesen und die langen Verhandlungen mit demselben führten zu keinem weitern Resultat. Auersperg will seine Stellung nicht aufgeben, erklärt aber auch zuletzt, daß er mit dem Banus in keiner Verbindung stehe.

Die Deputation, die bei Jelachich gewesen war, berichtet, daß dieser antwortete: „als Staatsdiener bin ich verpflichtet, der Anarchie nach Kräften zu steuern; als Militär gibt der Donner des Geschützes die Marschdirektion.“

Hier in Oesterreich und zumal in Wien ist die

Herrschaft der bombastischen exaltirten Phrase und eben diese benützt Jelachich nun zur diplomatischen Intrigue. Was soll das heißen: er folge dem Donner des Geschützes?

Jelachich, der Kroatenhäuptling, hat mit fremden Truppen deutsches Reichsgebiet betreten; aber freilich hier ist der kranke Punkt. Was ist in Oesterreich deutsches Reichsgebiet? Wer beruft sich hier darauf? Würde nicht ein allgemeines Zeter entstehen, wenn deutsche Reichstruppen zur Vertreibung der Kroaten einrückten? Es herrscht eine jämmerliche Unentschiedenheit und Gedoppeltheit in Bezug auf das Verhältniß zu Deutschland. Selbst bessere Köpfe scheuen sich vor dem muthigen Entscheide. Ein starkes einiges Oesterreich heißt es, und doch, wie die Phrase hier lautet „ein inniger Anschluß" an Deutschland, während in Preußen die Phrase zu Pferde heißt: „ein Aufgehen in Deutschland."

Das österreichische Sonderstreben und Sonderbewußtsein ist ganz verschieden von dem preußischen. Es ist hier nicht jener soldatische Hochmuth, jenes Pochen auf historische Besonderheit, mit Berufung

auf Friedrich II., auf Blücher u. s. w., es ist hier einfach die Thatsache, daß man einen Völkercomplex zusammenhalten, sich eine besondere Wirthschaft bewahren möchte, da man all die fremden Gäste nicht im väterlichen Hause unterbringen kann. Dazu kommt, daß Alles, was hier geistiges Leben und geistige Beziehung erhält, eine sehnsuchtsvolle Hinneigung, eine gewisse sympathische Abhängigkeit und Anhänglichkeit zu Deutschland hat; denn von dort her wurde die Flamme genährt, dorthin flüchtete sich was in der heimischen Stickluft zu verkommen fürchten mußte. Hiemit im Zusammenhange steht auch die im allgemeinen Volkscharakter begründete harmlose Bescheidenheit und soziale Anspruchslosigkeit solcher Männer, denen eine bedeutende Rolle in der neuen Zeit zugefallen ist, während man anderwärts viel mehr an Behaupten seiner persönlichen „Stellung" und dgl. denkt.

Das preußische Sonderbewußtsein betont es stark, daß es eigentlich nur aus Gnade sich um die deutsche Einheit kümmere, da man sich stark genug in sich selbst fühle und ohnedieß die Hegemonie der Intelligenz

habe. In Oesterreich dagegen spricht man es unverhohlen aus, daß ein inniger Verein mit Deutschland zu den liebsten Wünschen gehört, aber freilich, wie das zu bewerkstelligen, das will sich schwer finden lassen. Demokratische Idealisten machen sich die Arbeit leicht und sprechen von einem großen mitteleuropäischen Föderativstaat. Ein seltsames Spiel wiederholt sich: die Diplomaten treffen von ganz anderm Standpunkte ausgehend mit den Idealisten zusammen. Ich hörte einen Diplomaten, der dem Stadion'schen Kreise nahe steht, den Plan auseinandersetzen: Kaiser Ferdinand müsse abdanken und die Krone seinem Neffen Franz Joseph abtreten. Dieser solle dann zum Kaiser von Deutschland erwählt, das Frankfurter Parlament nach Wien verlegt und so Deutschland und Oesterreich in Eins verschmolzen werden. Als ob sich Preußen von Wien aus regieren ließe. Als ob dem vielfach corrupten Wesen der ganzen österreichischen Staatsmaschine das exacte, wenn auch oft militärisch starre Verfahren in Preußen nicht weit vorzuziehen wäre.

Das Jämmerlichste ist, daß man im Anfange

dieses Sommers zu Frankfurt ein Provisorium einsetzte, während damals die Macht der öffentlichen Stimmung noch frisch genug war, um nach großem Maßstabe eine neue Ordnung einzusetzen. Jetzt drängt bei schon erlahmter Kraft der öffentlichen Meinung und den wieder eintretenden Rücksichten die Frage der Einheit, die im Frühlinge keine Frage sein konnte, zur Entscheidung, und es ist sehr zu fürchten, daß diese eine halbe wird...

den 11. October.

Jubel in der Stadt. 500 Mann Brünner Nationalgarden sind angekommen, die Ungarn rüsten Dampfschiffe aus, um Wien zu Hülfe zu eilen. Einer berichtet's dem andern freudestrahlenden Antlitzes auf der Straße. Am Mittag Sitzung des Reichstags. Löhner, der zum Kaiser gesandt worden, hat denselben noch nicht getroffen. Hornbostl hat beim Kaiser, bei dem er nichts mehr ausrichten kann, um Entlassung gebeten. Es wird abermals eine Deputation an den Kaiser gewählt, um ihm die wahre Lage der Stadt darzulegen, aus jeder Provinz ein Deputirter. Der

Kaiser muß doch endlich nachgeben, er muß doch endlich einsehen, daß in Wien nicht Anarchie herrscht und daß längst Alles ruhig wäre, wenn man nicht vielleicht von oben herab in Wien gewaltsam eine Revolution octroyiren wollte, um es hernach desto stärker züchtigen zu können. Ist Jelachich nicht da, so ist in Wien keine Aufregung, die jetzt bis zum höchsten steigt.

Ein Anschlag des Gemeinderaths erklärt, daß er die Versorgung der Hinterbliebenen solcher, welche im Dienste der Stadt gefallen, so wie die der Invaliden übernehme. Das macht gewaltigen Eindruck.

Der Reichstag, der immerfort gedrängt wurde, die Ungarn zu rufen, widersteht diesem Ansinnen. Er hat gegen den Einfall Jelachich's protestirt und kann also auch die Ungarn nicht rufen. Ein Anschlag des permanenten Ausschusses erklärt heute, das Gerücht sei falsch, daß der Reichstag den Ungarn verboten habe, die österreichische Grenze zu überschreiten.

Die Ungarn sollen schon bereit stehen, heißt es jetzt, aber noch jenseits der Grenze. Was zögern sie?

Läßt man sich rufen, um die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen? Ich fürchte, wir Deutschen sind wieder einmal von einem fremden Volke am Narrenseil geführt. Das darf man aber nicht laut werden lassen.

Mit grünweißen Bändern geschmückt sind heute viele liebe Bekannte aus Graz und Steiermark hier angekommen. Es sind muthige Söhne der Berge, freudige Burschen, die, wie mir einer von ihnen sagte, „zum Raufen" hierher gekommen sind. In den Provinzen lassen die Beamten des alten Regime's, die noch immer am Ruder sind, die wahre Lage Wiens nicht zur Kunde des gesammten Volkes gelangen.

Es ist allarmirt durch die Straßen. Trupps ziehen auf und ab. Die Pferde aus den Marställen ziehen Kanonen, Munitions- und Fouragewagen, das ist ein ewiges Auf- und Abwogen wie auf der aufgeregten See. Es läßt sich kein scharf umrissenes Bild einer Woge festhalten.

Die von draußen kommen, bekennen selber, daß es eigentlich schwer sei, dem gemeinen Manne die absonderliche Lage Wiens begreiflich zu machen. Gegen den Kaiser hat sich Niemand erhoben, der Reichstag

tagt ruhig fort und wird von allen Seiten als der gesetzliche Hort und Rettungsanker anerkannt. Es galt nur der Camarilla, die neben und über dem konstitutionellen Organismus ihr geheimes Spiel fortsetzte. Latour fiel als Opfer, ihn traf die gerechte Strafe aber auf ungerechte Weise für seinen Verrath an der Wahrhaftigkeit. Weil eben in Wien keine Revolution gemacht ist, darum will man es jetzt von außen dazu zwingen, und doch steht Wien jetzt nur in der Nothwehr gegen Barbarenhorden.

den 12. October.

Mittags im Reichstage berichtete Schuselka über die Verhandlungen mit Auersperg. Dieser hat Belvedere verlassen, und sich außerhalb der Stadt aufgestellt. Man erwartet allgemein seine Vereinigung mit Jelachich.

Ich ging Nachmittags zum erstenmal mit Freunden nach dem Central-Comitee der demokratischen Vereine, das im Wirthshause zur Ente permanent ist. Im zweiten Stock in einem großen Zimmer wurden die Sitzungen gehalten. In allen Ecken standen Waffen, Karabiner, Flinten, Säbel, aus den offen

stehenden Schränken schauten Kugeln und Patronen heraus. An dem einen Ende des Zimmers lag ein junger Mann in Legionärstracht auf einem Bette und schlief ruhig. Der Ermüdete hatte wach Unruhe genug ertragen, der Lärm um ihn her ging ihn jetzt nichts an. An dem entgegengesetzten Ende des Zimmers saß der räthselhafte Chaisés, eine Art Cagliostro der Politik, gegen den Jedermann ein Aber in der Seele hat und der doch wie mit dämonischer Gewalt einen unbestreitbaren Einfluß ausübt. Er saß jetzt dort und zählte einigen fliegenden Buchhändlern ihre Kreuzer ab, die sie für Plakate und dergleichen abzuliefern hatten. Doktor Tausenau, ein Mann im Anfange der Vierzig, dunkeln und vollen Antlitzes mit etwas spitzem Untergesichte, dem nächst Schütte die mächtigste Redegabe zu Gebote stehen soll, präsidirte an dem langen Tische in der Mitte des Zimmers. Ein Protokollführer saß neben ihm, dann Ludwig Eckart mit fein gegliedertem Körperbau, dem der Waffenrock gar zierlich stand. Er hat sich früher wie so viele die jetzt das wilde Roß der Ultra-Demokratie tummeln, ausschließlich in zahmer Wiener Belletristik umgethan

und in Journalschlachten viel Tinte vergossen. Auch Jellinek war da, der rührige politische Magus aus dem Norden, der im „Radikalen“ Hegel-Bauer-Stirner'sche Begriffsprozesse neben Wiener Würstel mit Kren aufzutischen sich bemüht. Das transparente Antlitz Jellineks zeugt von großer geistiger Rührigkeit, die etwas abgehärmte Gestalt schien von selbst zu demonstriren, daß Abstraktionen nicht wohlbeleibt machen; dazu das rührige stets mit den Händen fuchtelnde Wesen, das sich leibhaftig auf den Gegner warf und schnell wieder die Brille auf dem Nasensattel festhielt. Jellinek gehört zu den grundehrlichen, dabei aber forcirten Naturen; theils die Consequenz seiner angenommenen oder selbst gefundenen Prinzipien, theils die rasche Folge der Thatsachen führte ihn über sein eigentliches Naturell hinaus. Er wollte nicht, wie er glaubte, hinter sich und den Thatsachen zurückbleiben und er wurde über sich selbst hinausgedrängt; daher jene fieberhafte Ungeduld, jenes sich Ueberstürzen in der Diskussion, jenes Berufen auf tausenderlei Abliegendes, das alles zusammen keine eigentliche Debatte mehr zuließ. Es tritt in solcher Forcirtheit, ein

gewisser Fanatismus ein, der das Für und Wider nicht mehr ruhig darlegen läßt, denn die Kunst des Hörens, des wirklichen und getreuen Aufnehmens fremder Anschauungsweise geht dabei verloren. Während der Andere spricht, hat der Zuhörende so zu sagen nur immer den Gedankenpfeil in der Hand, den er losschnellen will, sobald Jener aufhört und — er schießt in die Luft.

Wie Viele werden in diesen Tagen die Fruchtlosigkeit jeglicher Debatte erfahren haben, denn Wenige sind bereit, einen neuen Gedanken als Erlöser in ihr Herz einziehen zu lassen und ihm die Ehre zu geben. Die Abstrakten namentlich, den absoluten Kritiker, die auf spekulativer Höhe über den Thatsachen zu stehen vermeinen und überall sie auf ihre relative Bedeutung zurückführen wollen, diese gerade müssen den Thatsachen wie beim Gänsemarsche durch alle beliebigen Zickzacke folgen und sind selbst die unfreiesten.

Es ließe sich ein großes Kapitel über die forcirten Naturen in der Gegenwart schreiben, ich will es hier nur andeuten, vielleicht fragt sich dabei mancher,

ob er denn wirklich und wahrhaft dasteht, wohin er sich selbst oder die Ereignisse ihn gestellt...

Außer Jellinek war noch Dr. Frank bemerkenswerth. Eine Erscheinung von imposanter Kraft, wie für den Ritterharnisch geboren. Es handelte sich auch heute darum, ob er als gebildeter Militär nicht Oberkommandant von Wien würde. Er und Messenhauser waren die Kandidaten der demokratischen Partei, während eine andere Partei (die eigentlich keinen rechten Namen hat) einen ehemaligen Offizier Namens Spitzhütl ernannt wissen wollte.

Wundersames Wogen, das in der Brust eines Mannes vorgehen muß, in den Stunden wo es sich entscheiden soll, ob er an die Spitze einer weltgeschichtlichen Bewegung gerufen wird oder nicht. Wer ist groß und ehrlich genug, daß er sich sagen könnte: Du wirst mit demselben Gleichmuthe das Eine und das Andere aufnehmen? Dieses Herüber und Hinüber ist unmöglich. Wer könnte mit der ganzen Kraft seines Wesens eine Stellung ergreifen, wenn er zur selben Zeit mit unbewegter Ruhe auf sie verzichten könnte? Es wird sich Jeder ehr-

lich gestehen müssen, daß im Falle der Abweisung eine wenn auch nur momentane Bitterkeit in ihm aufsteigt.

Eine neue Geschichte des menschlichen Herzens wird sich uns aufthun, wenn wie es fortan ergehen wird, die Männer der Geschichte nicht mehr durch Geburt, sondern durch Berufung an die Spitze gestellt werden und sie uns das enthüllten, was ihr Herz in solchen Entscheidungsmomenten empfand. Welche edeln Vorsätze in dem einen und welche ehrgeizigen in dem andern müßten da zu Tage kommen. Wie leicht kommt es bei einer solchen Wahl, daß man dieselben Menschen, deren Ruf man im Bejahungsfalle als höchste Genugthuung zu preisen bereit ist, im Verneinungsfalle als unfreie gedankenlose Masse ansieht und sich über ihre Würdigung weit erhaben dünkt. Oder wird uns die Geschichte immer nur die äußeren Thatsachen hinstellen und uns nie das wirkliche innere Leben enthüllen? Wie wenig Menschen haben den Muth der Wahrhaftigkeit vor sich selber! Wie viel Tausende schminken sich vor sich selbst in ihrer Einsamkeit!

Das Centralkomitee der demokratischen Vereine war keine gesetzlich anerkannte Behörde, als solche galt nur der Ausschuß des Reichstags, der Gemeinderath und das Studentenkomitee, alle in Permanenz. Dennoch war der Einfluß des Centralkomitees von großer Bedeutung, wenn gleich eingestandenermaßen die demokratischen Vereine nie zu einer allgemeinen Geltung gelangt waren. Das Vereinsleben hatte in Wien überhaupt noch nicht recht Wurzel geschlagen, nur die Arbeitervereine waren gut organisirt und hatten darum eine feste Haltung.

In den Verhandlungen war bei unserer Ankunft gerade eine Pause eingetreten. Einige kamen und verlangten Waffen, Andere Munition, sie wurden mit Zetteln versehen an die betreffenden Orte geschickt. Andere kamen aus den umliegenden Dorfschaften und berichteten, daß von Jelachich daselbst die Nationalgarden entwaffnet wurden. Jelachich hob also aus eigener Machtvollkommenheit das vom Kaiser garantirte Waffenrecht auf. Ich sprach mit einigen Führern davon, daß man sich nach Frankfurt wenden müsse, um die Verletzung deutschen Reichs-

gebiets zu wahren. „Nach diesem Frankfurt, hieß es von einigen Seiten, das weiter nichts als der Sitz der neuen Central-Polizei ist? Wir wollen nichts davon." Jellinek dagegen trat auf meine Seite. Er hatte selber schon den Antrag hiezu gestellt und verlangt, daß man zu dem Zwecke eine große Volksversammlung einberufe. Er war aber damit durchgefallen. Er klagte überhaupt über politischen Unverstand und sagte, er wolle nach Beendigung dieser Bewegung, sei sie welche sie wolle, wieder hinaus nach Deutschland.

Ich nahm mir zwei Reiterpistolen mit, um auch Waffen zu haben, und wir gingen nach dem Studentenkomitee. Im Hofe der Aula war Alles gedrängt voll von Bewaffneten oder eigentlich von Menschen, denn man sah in diesen Tagen fast keinen Menschen ohne Waffen. Auf die Versicherung unsers Führers wurden wir eingelassen und stiegen zwei Treppen hinan.

Auf den Treppen hörten wir einen dem andern die Mahnung zurufen, doch nicht immer mit geladenem Gewehr umherzugehen, und in der That, wenn man

bedenkt, wie viel Tausende Ungeübter in diesen Tagen mit aufgesetztem Zünder umhergehen, so muß man sich wundern, daß nur so wenig Unglück geschah. Auf dem Corridor, wo einzelne Studenten auf Stroh lagen und auf einer Bank einige Gläser mit Wein standen, wurden große Säcke mit Tabak und Zigarren getragen in dieses und jenes Zimmer; der Gemeinderath hatte solche zu beliebiger Verwendung geschickt. Wir traten in das Zimmer, wo das permanente Comitee seine Sitzungen hielt. Mit einer unverkennbaren ernsten Gewissenhaftigkeit wurden hier die Verhandlungen geleitet. Die Berichte überstürzten sich, die Leute mußten zurückgehalten werden, daß nur einer nach dem andern seine Sache vortrug. Da ist ein Spion eingefangen. Ein Student wird beordert mit ihm in das besondere Zimmer zu gehen, wo die Untersuchungen geleitet werden. Ein anderer bringt Klage über Mangel an Zusammenhalt unter den Bewaffneten, über fehlende Munition und dergl. Wird an das Oberkommando verwiesen. Ein dritter bringt Thatsachen zur Konstatirung der Willkürlichkeiten und Grausamkeiten, die von den Truppen auf

dem Belvedere begangen wurden. Wird zu Protokoll genommen. Eine umliegende Dorfschaft sendet ihre Waffen, damit sie nicht in die Hände Jelachich's kämen. Alles Alles drängt sich zuerst mit seinen Anliegen an das Studentenkomitee. Es ist die Behörde, der man am nahesten steht und am freudigsten Autorität einräumt. Der Eindruck, den die ganzen Verhandlungen machten, war ein durchaus männlich ernster. Ein Student Namens Hofer, ein junger Mann mit einem edeln Schnitte des Gesichtes, dessen Stimme durch unverkennbare lange Anstrengung und Ueberwachtheit gedämpft und sanft melancholisch klang, präsidirte gerade. Es bedurfte nur leiser Andeutungen, um Zwischenreden und dergl. in das gehörige Geleise zu führen. Die Sitzung verwandelte sich jetzt durch einen Neueintretenden in eine geheime, und obgleich uns einzelne versicherten, wir könnten ausnahmsweise dableiben, verließen wir dennoch mit allen nicht zum Comitee Gehörigen das Zimmer.

Ich hörte von unserm Begleiter, daß in der geheimen Sitzung wegen des zu erwählenden Oberkomman-

danten Mittheilung gemacht und Berathung gepflogen werden soll.

Mich verlangte die Kroaten zu sehen und wir wurden in das Zimmer geführt, wo sie gefangen waren. Es war ziemlich geräumig, einige Stühle und eine Bank bildeten den Hausrath. An beiden Seiten der Länge nach lag Stroh auf dem Boden. Dort saß Einer und hatte das Kinn auf die Faust gestemmt und glotzte uns unverwandt an. Am Fenster stand eine Gruppe in fremd lautendem Gespräche, daneben hockte einer der seine Hosen flickte, ihm zur Seite lag ein anderer ausgestreckt und schlief, während andere, die ebenfalls ausgestreckt lagen, den Kopf in die Hand gestemmt nach uns aufschauten. An der Thüre auf einem Stuhle saß ein junger Mann, rothwangig und blond; er hat noch vor Kurzem in Wien studirt und war bei seiner Gefangennehmung ein alter Mann mit grauem Haar und grauem Bart gewesen. Die Kroaten mit ihren eng anliegenden Beinkleidern und schmutzigen Hemden, die Füße mit Lumpen umwunden, hatten eine ganz fremdartige Gesichtsbildung; schmale Stirn, braune Augen, aufgestülpte Nase, Mund und

Kinn nicht unedel, schwarze Haare und dunkle Gesichtsfarbe. Außer dem Bewußtsein der Gefangenschaft, das wol schwerlich tief ging, lag auf ihrem Antlitze noch jener unnennbare Zug der Wehmuth, der aus einem Menschenantlitze herausblickt, in dem das freie Menschenthum noch nicht hervor entwickelt ist. Die Naturphilosophen finden diesen Zug auch in den edeln Thiergattungen, besonders in der Physiognomie der Hunde. Ich spreche das hier ohne irgend andere Beziehung aus und nur um anzudeuten, was ich unter jenem wehmüthigen Bann auf den Gesichtern verstehe. Ich muß bekennen, mich machte es tief traurig, diese schuldlosen Menschen von einem kecken Intriganten zu Mord und Raserei aus ihren Steppen herausgelockt zu sehen. Ein Bekannter, der kroatisch verstand, erzählte mir, diese armen Kerle waren in dem festen Glauben, sie ständen vor Pesth, um solches zu erobern und sie wunderten sich sehr, daß die Leute hier keine gestickten Hosen haben wie die Ungarn. Jelachich hat seine Horden die Kreuz und die Quer geführt, bis sie endlich vor einer großen Stadt Halt machten. Das ist Buda-Pesth hieß es, das müßt

ihr nehmen und plündern. Was brauchten die armen Schelme zu wissen, daß die Stadt Wien heißt? Sie hatten nur zu schießen und zu schlagen.

Das also sind die Retter des Hauses Habsburg. Hier ist das diplomatische Ränkespiel leicht.

Wir verließen das Zimmer. Auf dem Korridor promenirte ein Mann in einem braunen Paletot mit weißem Hauptthaar, auf dem eine rothe goldgestickte Hausmütze saß. Neben ihm ging ein schöner Student mit großem braunem Barte, der sich sehr verbindlich gegen den Alten benahm und sich mit ihm unterhielt. Es war der ungarische Minister General Recsey, der hier auf der Aula gefangen saß und sich, wie es schien, gar nicht unbehaglich fühlte.

Wir gingen noch nach dem Untersuchungszimmer. Dort saß ein Student an einem Katheder, das auf ebenen Boden gestellt war; neben ihm der Protokollführer. Ein Nationalgardist brachte eine Frauengestalt zur Untersuchung, eine Erscheinung wie sie die abentheuerlichste Phantasie nicht wunderlicher ausstaffiren kann. Ein abgeschossener zerdrückter grüner Seidenhut mit altmodisch langem Vordache, die Stirne in

ein rothes Tuch gebunden, ein blau gewesener kurzer Seidenmantel, eine große braune Schürze, große Männerstiefel an den Füßen, das zahnlose Gesicht schmutzig grau, die dunkeln Augen immer verschmitzt zudrückend, rasch sich hin und her bewegend und jeden anlächelnd. Der Nationalgardist hatte sie eben ertappt, als sie heimlich einem Manne einen Brief übergeben wollte, den er außerhalb der Stadt auf die Post legen sollte. Er verhaftete sie sammt dem Briefe und brachte sie hierher. Der Brief war von einer feinen Frauenhand an die Gräfin Bathiany in Ischl. Seinen Inhalt konnte ich nicht erfahren. Die Vermuthung lag zur Hand, daß das ein verkleideter Mann sei. Sie mußte Hut und Kopftuch abnehmen und kurze schwarze Haare quollen wirr auseinander. Herbeigekommene übergegangene Grenadiere erkannten sie aber als eine Marketenderin und sie gab nun an, daß ihr Name Antonie Edle von Höpfner sei, daß sie mit vier Kindern gesegnet, wobei sie vier Finger zum Himmel hob u. s. w. Ich erfuhr weiter nicht was aus dieser seltsamen Erscheinung geworden, denn im Hofe der Aula brauste und toste es wie ein Sturm. Man

hatte die Leiche eines Studenten gebracht, die man nach dem Abzuge des Militärs vom Belvedere dort gefunden. Die Leiche war schauderhaft verstümmelt, die Zunge ausgeschnitten, die Augen ausgestochen, der Mund aufgeschlitzt bis zu den Ohren, die Nase abgehackt, der Bauch aufgeschlitzt, alle Raserei des zum Ungeheuer gewordenen Menschen war verübt. Ein Heulen und Racherufen, herzerschütternd wie noch nie, hörte ich hier. Die Frauen zerflossen in Thränen und Wehklagen, und die Männer, nicht Studenten, nicht Proletarier, hoben ihre Waffen zum Himmel und schwuren Rache an dem Hause Habsburg und an Ferdinand dem Gütigen. Ich sah einen alten wohlbeleibten Mann, die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen und er konnte nur nach heiser die Worte rufen: „Rache an Habsburg! So läßt uns der gute Kaiser ermorden, weil ein Einziger ermordet worden." Ich sah hier das empörte Herz des gutmüthigsten Volkes und erkannte wohin man es treiben kann durch schmählichen Verrath. „Zum Reichstag! zum Reichstag!" erschollen plötzlich die Stimmen und zum Reichstag! schrie Alles. Mit

einer schwarzen Fahne vorauf trug man die Leiche hin, die Reichstagsmitglieder mußten sehen, wie die Truppen des Kaisers mit seinem Volke umgingen. Schuselka kam herab und beruhigte mit wenigen Worten das zum Aeußersten gereizte Volk und als der Abgeordnete Fürst Lubomirski die Leiche sah, verfiel er plötzlich in Wahnsinn und „o Jelachich! o Jelachich!“ soll sein Ruf gelautet haben, bevor er in Raserei verfiel.

Wir kehrten nach dem Centralkomitee der demokratischen Vereine zurück, wir waren kaum dort, als ein Mann, der eine ziemliche Rolle gespielt hat, schäumend vor Wuth hereinstürzt und aus aller Kraft ruft: „Spitzhütl ist Kommandant! das darf er nicht sein oder ich lasse ihn ermorden durch meine Arbeiter! Ich war bei dem Studentenkomitee, sie werden auch protestiren, sie müssen. Jetzt hinaus, agitirt, regt auf, keine Ruhe, Spitzhütl muß abdanken, er ist ein Schwarzgelber!“

Ich gestehe, mir wurde schwindlich auf den hochgehenden Wellen des Revolutionssturmes. Ich war wie zerschlagen von alle dem, was ich heut gesehen

und erlebt. Es bedarf wol anderer Organisationen, um solchen vielleicht nothwendigen Terrorismus des Revolutionslebens mit ins Werk zu setzen und in ihm zu stehen. Dabei ist aber auch wohl zu beachten, daß die leidenschaftliche Entzündung der Gemüther nicht blos aus dem Eifer für die Allgemeininteressen entsteht, sondern mit diesem zugleich auch aus persönlicher Reibung, aus dem Kampfe Mann gegen Mann. Diese Erhitzung muß auch dem noch so theilnahmvollen Fremden entgehen, denn er kennt nicht die Personen, sondern nur die streitenden Richtungen, ihm fehlen die Voraussetzungen, die Plänkeleien, die schon lange die folgende Schlacht ankündigten und nothwendig machten.

Ich möchte bei dieser Betrachtungsweise auch noch auf hunderterlei andere Vorkommnisse hinweisen, die leicht von denen zu hart und scharf beurtheilt werden, die nur den Kampf im großen Ganzen übersehen und nicht mit im Einzelstreite standen....

Man gewöhnt sich mitten in der Revolution an die außerordentlichsten Ereignisse, und was uns sonst Tage lang niederdrücken und mit ein und derselben

Stimmung erfüllen könnte, wird von der nächsten Welle weggespült.

Wir müssen uns in heutiger Zeit für lange daran gewöhnen, auf der Lokomotive zu wohnen und mitten unter Keuchen und Brausen Stärke in uns sammeln.

Ich hatte meinen steierschen Befreundeten versprochen, sie im Bierhaus „zur Linde" zu treffen. Dort saßen wir nun am Abend im ruhigen Gespräche. Man muß anhalten wie der Reiter auf flüchtigem Rosse, der sich einen Trunk reichen läßt und dann wieder davonjagt; aber wer hält Zaum und Zügel der großen Massenbewegung in der Hand? und wie ist sie geschult?

Es war bald 11 Uhr, als ein Steierer ankam und seine Kameraden einlud zum Zeugnißablegen auf die Aula zu kommen. Ich ging nochmals hin. Wir kamen zuerst in das Zimmer, wo das permanente Komitee Sitzung hielt. Die Arbeit hörte noch nicht auf. Hofer präsidirte noch, und die Art, wie er in den Mantel gehüllt sich auf die Klingel stützte, zeigte, daß er wol sehr ermattet war aber nicht nachgab. Rings herum saßen die Meisten mit dem Gewehr im Schoße

und debattirten. Ein junges Blut am untern Ende des Tisches war eingeschlafen und seine Stirne lag auf dem Schaft einer Reiterpistole. Ein großer Krug mit Wasser stand mit Gläsern auf einem kleinen Nebentische, sonst gab es keine Getränke, die Zigarren hielten wach. Es kommt den jungen Männern nicht ein und sie halten strenge darauf, daß ihr erenstes Amt auch nicht im Entferntesten in einen burschikosen Commers ausarte.

Wir wurden nach dem Untersuchungszimmer beschieden. Neben dem Katheder saß ein schmucker wohlgenährter steierer Jäger in der grauen Uniform mit grünen Aufschlägen. Er zwirbelte seinen Schnurrbart rechts und links, rauchte seine Zigarre ruhig fort und spuckte von Zeit zu Zeit weithin aus. Er hatte den grünen Hut mit dem Gemsbart aufbehalten und schaute keck unter den Anwesenden umher. Um die Hüfte hatte er nur noch den Gurt, aber keinen Hirschfänger mehr. Er gehörte zu den Freiwilligen, die sich in Gratz hatten für den italienischen Krieg anwerben lassen, und war nun mit seinen sechzig Mann Wien zu Hülfe geeilt. Hier aber hatte er mit den Auersper-

gischen Truppen Verbindungen einzuleiten gesucht und überhaupt manches Verdächtige begangen. Er benahm sich während der ganzen Untersuchung keck und wegwerfend, und als er bei dem Protokoll seinen Namen angab, setzte er unter dem schallenden Gelächter aller Anwesenden hinzu: „Schreiben Sie auch: kaiserlich-königlicher Oberjäger."

Während der ganzen Untersuchung trippelte im Hintergrunde des Zimmers ein frisch eingebrachter gefangener Soldat auf einem Strohlager in kurzen Sätzen wie eine Hyäne im Käfig immer hin und her und grinste dabei stets halb gutmüthig, halb schelmisch. Der kaiserlich königliche Oberjäger und der Soldat wurden nun vorläufig in Gewahrsam gebracht.

Als wir nach Mitternacht nach Hause gingen, hörten wir, daß Spitzhütl schon nach einer Stunde abgedankt habe und Wenzel Messenhauser, ein Demokrat vom reinsten Wasser, der ehemals Offizier gewesen war und sich jetzt der Schriftstellerei befleißigte, zum Oberkommandant ernannt sei.

den 13. Oktober.

Der Präsident Smolka ersucht im Reichstage die Journalisten und das ganze Haus, über das gräßliche Schicksal Lubomirski's vorerst nichts in die Zeitungen zu bringen, damit die Familie den Schlag nicht zuerst aus der Oeffentlichkeit erfahre. Von den Journalisten war schon vorher ein Rundschreiben zur Einhaltung solcher Diskretion in Umlauf gesetzt worden.

Von den Ungarn ist eine sehr warme Adresse an den Reichstag eingegangen, die in „freier Bruderliebe“ die „treue Bruderhand“ bietet. Sie wollen Jelachich auf österreichischem Boden schlagen und sobald es der Reichstag befiehlt, Halt machen. Schuselka berichtet, daß in den Provinzialblättern die Wiener Zustände auf das Schmählichste entstellt würden, als herrsche dort Anarchie und Mordbrennerei, während doch die Haltung der sogenannten unteren Volksklassen eine wahrhaft bewundernswerthe ist. (Aber freilich, man muß draußen schreien: Anarchie! um drauf losschlagen zu können). Außer den Steierern sind auch aus Salzburg zwei Professoren mit den Studenten angekommen. Vertrauensadressen aus vielen Städten gehen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

beim Reichstage ein. Jelachich erklärt nun, daß er auf die Nachricht von der Lage Wiens angerückt sei.

Das erste Plakat von Messenhauser ist da; er spricht von den Stunden, „wo jeder Tag ein Blatt der Weltgeschichte füllt" und dann „versenken wir trübe Erinnerungen in den ewigen Strom des Vergessens." Ich kann nicht begreifen, wie man noch solche abgenutzte Phrasenschablonen anwenden mag, aber jemehr ich unter den Lesenden aufmerksam beobachte umsomehr sehe ich, daß derartiges Wortgetrommel hier noch gewaltigen Eindruck macht. Es ist ein kindliches Volk und ein südliches zugleich. Die Reden und die Bewegungen bei demselben, selbst unter einfacheren Menschen, stechen sehr gegen das Nordische ab; man wird ungerecht, wenn man die südliche Erregtheit nicht überall in Anschlag bringt, die sich dennoch mit einer breitspurigen Behaglichkeit verbindet. Da steht eine heftig debattirende Gruppe beim Stock am Eisen. Ein Mann zündet sich bei seinem Nachbar vorher ruhig seine Zigarre an, steckt sie in die bereit gehaltene Meerschaumspitze und spricht dann mit blutdürstiger Leidenschaftlichkeit gegen den Kaiser und Je-

lachich. Eine neugierige Frau kommt herbei, sie will auch was hören und während sie angespannt aufhorcht, strickt sie dabei weiter an einem Strumpfe.

Das Gerücht, daß Windischgrätz Truppen gegen Wien sammle, erhitzt alle Gemüther aufs Neue. Es scheint Vielen unglaublich, aber was ist heutigen Tages unglaublich? Die Gerüchte sind heutigen Tages die vorausgehenden Schatten der Ereignisse.

Am Abend erfuhr man im Reichstage aus der Berichterstattung Schuselka's, daß Löhner mit seiner Mission beim Kaiser noch nicht vorgelassen, die frühere Deputation aber eine Audienz gehabt. Von Jelachich ist abermals eine Zuschrift angelangt, daß er nichts Feindliches im Schilde führe, sondern nur seine Bürgerpflicht zur Bekämpfung der Anarchie üben wolle. Es wird ihm geantwortet, daß in Wien keine Anarchie herrsche und kein Kampf entstehen würde, wenn er abziehe und es wird Jelachich bedeutet, daß seine Entwaffnung der Nationalgarden mit seinen Worten im Widerspruch stehe.

Borrosch legt die von ihm beantragte Adresse vor, in der der Kaiser um Zusammenberufung eines Völ-

kerkongresses als einzigen Rettungsmittels angegangen wird. Man nimmt die Adresse an und doch, wer kann eine Hoffnung darauf bauen? Völkerkongreß! das ist eines jener hochtrabenden Worte, die sich zu rechter Zeit einstellen, wenn es an wirklichen Handhaben fehlt. Völkerkongreß! Gewiß, man muß doch am Ende Friede schließen nach ausgefochtener Schlacht; warum sollte man nicht gleich vorher eben so gut thun können. Verändert die Zahl der Gefallenen etwas an der rationellen Kraft der Motive? Aber die Menschheit ist nun einmal so angethan, daß erst nachdem die Völker blutig mit einander gerungen, sie sich zur nothgedrungenen Verständigung neigen. Es wäre zu wünschen, daß die Humanität uns eine andere Sachlage darböte; aber sind Wünsche Thatsachen? Man nahm wol diese neue Adresse nur an, um auch dieses Mittel versucht zu haben, obgleich wol wenige eine Hoffnung darauf setzten.

den 14. Oktober.

Ist es marionettenhaft oder starrsinnig? das kann kaum die Frage sein. Der Abgeordnete Peitler be-

richtet im Reichstage von der Audienz beim Kaiser. Die Deputation mußte zuerst in einem Vorzimmer im Erdgeschosse auf Anordnung des Grafen Laszanski lange warten. Selbst die Nationalgarde war empört über diese Behandlungsweise; endlich um Ein Uhr Nachts wurde sie vorgelassen. Lobkowitz und der Erzherzog Karl waren außer dem Kaiser zugegen. Der Kaiser warf kaum einen Blick in die vorgelegte Adresse, zog dann ein Papier aus der Brusttasche, las es ab (es enthielt fast dieselben Worte vom 7. aus Schönbrunn) und nachdem die Majestät das Papier gelesen, zog sie sich zurück.

Man bleibt am Hofe immer auf demselben Punkte stehen.

Wie auf der Straße die Barrikaden noch immer permanent sind, so bilden sich auch so zu sagen permanente Barrikaden in den Gemüthern. Was soll aus dieser Auflehnung werden?

Wien muß sich vertheidigen gegen die Horden Jelachich's. Auf den Vorposten knallen Schüsse, so oft sich ein Kroat in die Tragweite einer Kugel wagt. Vertheidigen — das ists, worauf man Wien gedrängt.

Es bilden sich mobile Freikorps, in den Kaffeehäusern wird geworben und eingeschrieben, ebenso in dem Wirthshause „zur Ente" und auf der Universität.

Man lebt in beständiger Spannung, vor der Mündung einer geladenen Kanone. Wer wäre so nüchtern und kalt, die einzelnen eigenthümlichen Merkmale der leidenschaftlichen Erregung festzuhalten? Man wird selber mit hineingerissen in die Gesammtstimmung.

In der Nachmittagssitzung des Reichstages berichtet Schuselka abermals über neue Beistimmungsadressen von Städten und Dörfern. Pillersdorf, der außerhalb der Linie war und verhindert wurde, in den Reichstag zu kommen, ließ sich in das Hauptquartier bringen, wo Auersperg und Jelachich sich vereinigt hatten. Ihm ward eine Zuschrift an den Reichstag eingehändigt, wonach dieser den Einmarsch der Ungarn verhindern solle und dagegen solle die Zufuhr von Lebensmitteln in die Stadt wieder frei sein. Schuselka verliest die Antwort hierauf, daß man den Kaiser um Friedensvermittelungen gebeten habe, Lobkowitz hatte den Deputationen versichert,

Jelachich werde nicht feindlich sein, aber das Abschneiden der Zufuhr, das Entwaffnen der Nationalgarden sind feindliche Thaten. Jelachich müsse sich zurückziehen, dann werden die Ungarn auch nicht weiter vorrücken, das belagerte Wien kann sie nicht wegdekretiren. Mit großer sittlicher Entrüstung spricht der Pole Feodorowicz über das Benehmen der Machthaber. Es liegt in der Empfindungs- und Ausdrucksweise dieser Polen etwas eigenthümlich Anziehendes. Sie sprechen eine fremde Sprache, der Akzent ist fremdlautend, die Wortfügung selbstgeschaffen; dadurch erhält alles Ausgesprochene etwas Ursprüngliches, wie aus kindlich reinem Herzen Entsprungenes. Man sieht gleichsam den ausgebildeten Geist mit den überall neckenden Formen der Sprache ringen und der Gedanke die Empfindung kommt endlich ohne alles Phrasenbeiwerk zu Tage. Man sieht es, daß man hier hinabsteigen muß in den Schacht der Seele, dort neue Barren lösen und nicht mit ausgeprägter, oft abgegriffener Scheidemünze um sich werfen kann. Während bei einem eingebornen Redner die Anzeichen seiner Unbeholfenheit durch die Furcht vor derselben

in dem Hörer eine Mißstimmung, eine bange Unruhe hervorbringt, erzeugt die Unbeholfenheit hier bei einem Fremden eine liebevolle Hinneigung. Man streckt gleichsam die Hände aus um den, der sich auf fremden Boden nur schwer bewegen kann, bei etwaigem Falle schnell in die Arme zu nehmen. Diese Empfindung kommt uns im sozialen Leben oft vor, daß wir Gedanken die von einem Ausländer in unserer eigenen Sprache dürftig ausgedrückt werden, eben dadurch höher halten. Wie weit mehr ist das hier, wo wir Männer mit aller Hingebung sich der Freigestaltung eines Staatslebens widmen sehen.

Die Polen, die im Reichstage mehrmals mit den Czechen eine Convention eingegangen hatten, erkannten später, daß sie in eine falsche Stellung gerathen waren. Das deutsche Wesen und die Demokratie die von uns ausgeht, muß ihre natürliche Stütze sein und darum harren sie auch jetzt getreulich aus in der peinlichen Lage, in die das Volk von der einen weit mehr aber der Hof von der andern den Reichstag versetzte.

den 15. Oktober.

Das ist nun der zweite Sonntag an dem keine Glocken läuteten. Die Kirchgänger und darunter besonders Frauen wandelten still nach den Kirchen. Der gewaltige St. Stephan hat bei Tag und bei Nacht Sturm geläutet und es will sich ihm nicht schicken zum Beten zu rufen. Auf der Straße Alles bewaffnet, man sieht keine Kinder, die lebendigen Zeugen der Harmlosigkeit sind eingeschlossen oder geflüchtet. Man möchte sich in die Kinderseelen versenken, die unter solchen Eindrücken sich entfalten; aber der Geist kann kaum das fassen, was ihm die ewig wechselnde Anschauung der Stunde bietet. Man erwartete heute einen entscheidenden Kampf, er ist nicht eingetroffen. Man gewöhnt sich nach und nach an diesen Zustand, man lernt im kleinen wie im großen Leben, sich zwischen Thür und Angel einrichten. Das war auch heute die Stimmung im Reichstage. Pillersdorf verlangte, daß man in der regelmäßigen Arbeit in der Fortberathung der Grundrechte weiter gehen möchte. Das werde auch der Stadt Ruhe einflößen. Mehrere Abgeordnete weisen nach, wie

in auswärtigen Blättern die Zustände von Wien geflissentlich entstellt werden, wie namentlich das aberwitzige Mährchen, daß die Mörder Latours vom Reichstage freundlich empfangen wurden, in auswärtigen Blättern als Thatsache hingestellt wird. Es wird darüber debattirt, ob man solche Verleumdungen widerlegen soll. Borrosch will zu diesem Behufe nur eine einfache Darstellung des 6. Oktobers. Schuselka hält es nicht in der Aufgabe des Reichstages, jetzt Geschichtschreiber zu sein, es müsse der wahrheitsgetreuen Presse selbst überlassen bleiben, die Verleumdungen zu vernichten. Das wird angenommen.

Während der Pausen in den Thatsachen oder in der innern Arbeit ist man leicht geneigt, Figuren zu zeichnen. Hier einige.

Pillersdorf, ein hoher schlanker Fünfziger mit hoher Stirne, deren Begrenzung durch die Glatze nicht mehr zu bestimmen ist, gehört entschieden zu den bedeutendsten Talenten des Reichstags. Alle seine Äußerungen bekunden staatsmännische Ruhe und festen Blick. Sein Gang zeigt, daß er oft im Salon, in

der Staatsuniform repräsentirte. Er bewegt sich in bürgerlicher Kleidung wie ein Soldat, der die Uniform abgelegt hat. So oft er spricht erfolgt angehaltene Ruhe. Sein unschönes Organ, das die Worte etwas wälzt und kaut, vermag keinen lebhaften Eindruck zu machen, aber in seinen Darstellungen ordnet er die Thatsachen und verschiedenen Meinungen mit fester Bestimmtheit. Er einregistrirt sie wie in einem Büreau, das dahin, das dorthin, es ist Alles wieder leicht aufzufinden. Er hat sich in diesen Tagen wieder die Popularität erobert, die er im Mai als Minister verloren hatte. Seine Ernennung zum Vicepräsidenten begrüßten selbst die Radikalsten auf der Journalisten-loge mit Jubel. Man hatte damit einen festen Schild der wühlerischen Hofpartei gegenüber. Allgemein wird die genaue Kenntniß Pillersdorfs im ganzen österreichischen Staatshaushalte hoch angeschlagen. Und so oft der Reichstag beisammen ist, sieht man danach, ob Pillersdorf auf seinem Platze, den er im rechten Zentrum hat. Unter Metternich bereits in der liberalen Opposition stehend, hat sich in ihm eine Geschmeidigkeit, ja eine gewisse Weichheit des We-

sens ausgebildet. Ich habe mehrere derartige Naturen kennen gelernt, die, unter Metternich schon die Freisinnigkeit huldigend, nicht einen stahlharten Charakter in sich ausbildeten, sondern im Gegentheil eine gewisse elegische Weichheit. Es ist das ein eigenthümliches Ergebniß der besonderen österreichischen Zustände und des allgemeinen Volkscharakters. Im Zusammenhange damit haben sich auch in der Poesie der vergangenen Zeit in Oesterreich die bedeutendsten Repräsentanten der Elegie und des Weltschmerzes gefunden. So heterogen es erscheinen mag, die eigenthümlich offene Eindrucksfähigkeit, die sich in Pillersdorf findet, die ihn nicht starr und schroff in sich gehalten sein läßt, hängt mit jener Hinneigung zur Elegie zusammen. Im protestantisch scharfen Norden haben sich während der Sklaverei weit mehr trotzige wetterharte Naturen ausgebildet.

Ich setze einen andern Mann gegenüber. Da ist Goldmark, ein junger Mann von der Bergpartei, von untersetzter gedrungener Gestalt mit zu früh ergrauten Haaren. Immer auf dem Anstand, immer schußfertig, manchmal ins Schwarze treffend, oft auch in die Luft

verpuffend. Er hat etwas von der Rührigkeit Heckers an sich, von seinem frischen Jugendmuthe, aber ihm fehlt es an der hinreißenden Beredtsamkeit und den geschickten Windungen, die dem gewandten Advokaten zu Gebote stehen.

Da sitzt Füster, eine wohlgenährte echte Feldpatersgestalt, der einreihige Rock bis an das Kinn zugeknöpft, ohne Bedeutung in einem Reichstage, predigerhaft; von Wirkung in Volksversammlungen.

Da ist Violand, ohne Zaum und Zügel in die Debatte stürzend, muthig, aber ohne Talent. Der Muth an sich hat aber hier auch seine Bedeutung mitten unter einem Volke, das man so lange seines Menschen- und Bürgerberufes vergessen machte.

Nicht weit davon Brestl, Professor der Mathematik. Ein Mann in den ersten dreißiger Jahren von Vertrauen erregendem Wesen, besonnen, ohne Eitelkeit, man hofft in ihm den künftigen Kultusminister zu sehen.

Im linken Centrum sitzen Löhner und Schuselka bei einander. Löhner, eine hochgestreckte magere Gestalt, abgehärmten Antlitzes mit dunkelm Barte,

offenkundig nervös reizbar. Löhner ist der begeistertste Idealist des Reichstages, voll dichterischen Schwunges, ebenso leicht hingerissen als hinreißend. Der höchste Enthusiasmus wird ihm gezollt, trotzdem, ich muß leider sagen trotzdem er das Banner der deutschen Einheit immer hoch erhoben hält. Zu tiefstem Schmerze erfährt man es täglich, daß in Bezug auf Deutschland hier noch immer keine Entschiedenheit sich herausbilden will. Löhner ist auch als Dichter bekannt unter dem Namen Karl von Morayn. Er ist Arzt.

In den Oesterreichischen Zuständen fällt es besonders auf, daß die Aerzte bei der jetzigen politischen Gestaltung eine Hauptrolle spielen. So Goldmark, Fischhof, Zimmer, Löhner. Es mag hier seinen Hauptgrund darin haben, daß die medicinische Wissenschaft in Oesterreich am meisten ausgebildet ist und so die besten Köpfe anzog und erzog, das Rechtsleben dagegen in sich vermodert war, wie in Oesterreich überhaupt kein freier Advokatenstand war, in welchem sich sonst immer das Tribunenthum seine Helden sucht.

Schuselka hat sich in diesen Tagen den höchsten Ruhm und die allseitigste Verehrung erworben. Seine

Berichterstattungen sind wahre Meisterstücke parlamentarischer Erörterungen, ebenso voll Wärme als voll Ruhe, ebenso entschieden als besonnen. Er ist nicht nur jedes Wortes das er spricht, sondern auch jeder Sylbe und deren Betonung Herr. Es gehört eine ungewöhnliche Ruhe dazu, in diesen Tagen als Herold der aufregendsten Ereignisse und Stimmungen, die Nüchternheit und männliche Haltung zu bewahren.

Ich kann Schuselka nicht weiter schildern, da wir uns von früher her zu nahe stehen, man kann es jetzt getrost seinen Feinden überlassen, die Darstellung seiner Wirksamkeit zu übernehmen.

Um den guten Borrosch thut es mir leid, daß sein Auftreten gar zu oft pedantisch-komisch ist. Schon der hochgezwängte Kanzelton ist anwidernd, und wenn er die Worte „Völker Oesterreichs!“ ausspricht, ist es gerade als ob er sie sammt und sonders aus seinem Munde herausspazieren ließe. Es mag bezeichnend für das ganze Wesen Borrosch's sein, daß er noch immer seinen Platz auf der äußersten Rechten hat, während er doch ganz und gar zur Linken gehört. Er hat sich einmal dort hingesetzt und bleibt dort sitzen.

Borrosch ist eine grundehrliche Natur, voll begeisterter Hingebung für die Menschheit, leicht entzündlich. Aus Prag kommend fürchtet er vor allem einen Racenkampf (man muß das Wort von ihm aussprechen hören, um sich noch mehr davor zu fürchten) und möchte ihn mit aller Macht der humanen Mittel „hintanhalten“, wie man sich hier ausdrückt. Borrosch ist Autodidakt von umfassender Bildung, aber eben jenes läßt ihn oft in Trivialitäten gerathen, die seiner sonstigen Bedeutung nicht anstehen.

den 16. Oktober.

Messenhauser hat ein langes Plakat an Jelachich erlassen, das eben so gut gemeint als verworren ist. Jelachich soll ihm sehr ironisch mündlich darauf haben antworten lassen. General Bem aus Lemberg, der bei Ostrolenka so tapfer gefochten, hat die Leitung der militärischen Anordnungen übernommen.

Der Kaiser hat, wie im Reichstage verkündet wird, einer neuen Deputation gesagt: „die Bemühungen des Reichstages, der Anarchie entgegen zu wirken, erhielten seine „vollkommene Anerkennung“ und er

werde dafür sorgen, daß der Reichstag ferner ungestört berathen könne." Man thut also draußen noch immer, als ob man die Anarchie zerstören und den Reichstag frei machen müsse, während doch beides nicht nöthig ist.

Die Ungarn sind immer noch nicht da, dagegen hatte Pulszki die Frechheit, in einer Zuschrift an den permanenten Ausschuß des Reichstages diesem den Rath zu geben, sich zur Schlichtung der obwaltenden Wirren an die Centralgewalt in Frankfurt zu wenden. Brauchen wir das von den Ungarn uns anrathen zu lassen und ist das all ihre Hülfe die sie senden?

Ich ging Nachmittags mit einigen Bekannten nach dem Lager im Belvedere. Es war das herrlichste Herbstwetter und draußen standen die Berge in glänzendem Herbstduft. Wer kann jetzt an ein frisches freies Aufathmen auf Bergeshöhen denken? Die buntesten Gruppen lagen im Hofe geschaart, da wurde gekocht und gebraten, getrunken und gesungen. Viele Studenten waren aus der Legion ausgetreten und hatten sich als Führer in der Mobilgarde bei den Arbeitern einschreiben lassen. Im großen Mittelsaale des Schlosses, da wo die schönen Bildnisse der Maria

Theresia und ihres Gemahls waren, waren ringsum Decken und Stroh gelegt, hier kampirte die Brünner Nationalgarde. In den unteren Sälen war das Oberkommando des General Bem. Schon zischelte auf den Treppen und in dem Garten einer dem andern zu, dem General Bem sei doch nicht ganz zu trauen. Die unseligste Frucht solcher Aufgeregtheiten ist oft die Verdächtigung. Verletzte Eitelkeit, zurückgehaltene Tollkühnheit, Habsucht, säen sie oft plötzlich aus und man weiß nicht woher sie gekommen. Es ist so schwer, seine Wahrhaftigkeit und Hingebung zu bethätigen, daß man gegen alle solche Ausstreuungen mißtrauisch sein muß. Wie viel Kämpfe muß es im Oberkommando bei Besetzung der Stellen gegeben haben, wie leicht will da jeder der Erste sein! Zu Rosse sitzen, mit dem grünen Federbusche auf dem Hute, das thut wohl! Die wahrhaft demokratische Gesinnung muß noch durchgearbeitet werden, damit sich die Menschen leicht in untergeordneter Stellung zufrieden geben und da ihren Platz ausfüllen.

Wenn der Kampf auf freiem Felde und auf der Tribüne einst vollendet sein wird, dann erst wird sich

der wirkliche Gehalt der politischen Tugend auf's Neue bewähren müssen, es wird dann stille ungesehene Thätigkeiten geben müssen, für die keine äußeren Auszeichnungen, kein Jubelruf und Beifallklatschen, keine Fackelzüge mehr da sind; wer dann in unausgesetzter Thätigkeit aushält, der verdient sich dann erst den Namen eines guten und freien Bürgers.

Da begegnen uns zwei Studenten, hoch zu Rosse mit weißen Mänteln angethan, auf unserm Heimwege. Sie sprengen nach dem Oberkommando. Du fröhliche Jugend! du bist jetzt im Besitze aller Macht, alles Glanzes und der offenen Ausbreitung der Thatkraft! Wirst du einst ruhig ausdauern in den stillen Arbeitsstuben, wo Niemand nach dir ausschaut? wirst du nicht lässig werden, Tag für Tag zum Wohle deiner Mitmenschen unbeachtete Thaten zu vollbringen, gehalten in den strengen Linien des Gesetzes?

Wir wollen's hoffen.

Die Ungarn sollen nun doch wieder nahe sein. Messenhauser hat es bestimmt versichert. Ich lege mich schlafen und will warten.

den 17. Oktober.

Das war ein merkwürdiger Tag. Im Reichstage wurde ein Gesetz zum Schutze der Deputirten abgelehnt und Borrosch bemerkte richtig, es könne nur dazu dienen, um gegen die Anarchie oder die Reaktion zu schützen. Jene sei nicht zu fürchten, da Wien trotz der allgemeinen Bewaffnung keine Spur davon zeigt, die Reaktion aber werde sich an kein Gesetz kehren. Schuselka berichtet, daß eine Deputation der Frankfurter Linken, bestehend aus Robert Blum, Fröbel, Hartmann und Trampusch, angekommen sei und eine Adresse überreicht habe. Der zurückgekehrte Löhner bezeichnet die Stimmung am Hofe als „ein Gemisch von Furcht und reaktionären Gelüsten." Löhner's Deutschheit will, daß man sich an den Reichsverweser als Vermittler wende. Es werden immer mehr Truppen gegen Wien gezogen, man wendet sich nochmals mit einer Adresse an den Kaiser, daß nur diese Truppen Unruhe in Wien hervorrufen, die sonst dort nicht sei.

Ich war auf der Journalistenloge, als ein Bekannter mir sagte, die Frankfurter Deputirten seien drüben auf der Fremden-Gallerie und wünschten mich zu

sprechen. Wir trafen uns im Korridor und bestellten uns zu gemeinsamen Mittagstische im Gasthause „zum rothen Igel.“ Dort war nun ein gutes Häuflein Demokraten versammelt. Alles drängte sich um Robert Blum, in den Jellinek viel hineinredete. Doktor Becher, den ich hier zum erstenmal sprach, speiste mit einer Frau und einem rührigen hübschen blonden Knaben. Er war sehr begeistert für den von Borrosch vorgeschlagenen Völkerkongreß.

Zu meinem tiefen Schmerze bemerkte ich, daß auch hier keine älteren angesessenen Bürger in den ersten Reihen der Demokratie zu finden waren. Es waren meist jüngere Leute, Doktoren, Studenten. Es schmerzt mich, dies Geständniß zu machen, aber die Wahrheit über Alles. Hier wie anderwärts klammert sich das Bürgerthum, der eigentliche Kern des Volkes, an die konstitutionelle Monarchie und perhorrescirt die Republik, nicht aus Liebe zu den Fürsten, sondern aus Furcht vor der Demokratie und einzelnen Vertretern derselben, nicht aus Anhänglichkeit an das Bestehende, sondern aus Angst vor dem was nachkommen soll. Ueberall sind maulfertige Menschen von verlorner

Stellung unter die Demokraten gegangen und das schreckt nothwendig den Bürgersmann. Ich weiß wohl, ein Tugendrigorismus ist in der Politik unstatthaft, aber wenn die Demokratie unterliegt, kommt es vornehmlich daher, daß man es unreinen Händen überlassen hat, die heilige Sache der Volksfreiheit an sich zu reißen und daß jene Menschen in verlorner Stellung, eben weil sie bereit sind jeden Augenblick Alles daran zu setzen, die Massen aufstachelten und sie zum Schreckbilde für das Bürgerthum machten.

Die Frankfurter Ankömmlinge wollten mir nicht glauben, daß die Bewegung hier weder eine republikanische, noch streng genommen eine national-deutsche ist. Man lernt in unsern Tagen bald davon abstehen, seine Ueberzeugung Anderen einzuflößen. Jeder hört nur, was er hören will.

Morgen, morgen, heißt es, ist der entscheidende Tag. Wird der 18. October auf's Neue roth angeschrieben werden? Es wird entschieden versichert, die Ungarn seien in der Nähe.

den 18. Oktober.

Die Adresse der Frankfurter Linken, die an den Ecken angeschlagen, vermag unter den Lesenden keine erhöhte Stimmung hervorzurufen. Wie wäre das auch möglich hier, wo schon alle Saiten auf das Höchste gespannt sind. Die Abgesandten überbringen den Brudergruß und sagen: „Wir preisen uns glücklich in diesem verhängnißvollen Augenblick in eurer Mitte zu weilen und wenn es das Schicksal will, eure Gefahren zu theilen, mit euch zu stehen und zu fallen."

Das jedoch ist bewirkt, daß ein Aufschauen nach Deutschland allgemeiner zu werden scheint; wo man hinlauscht, hört man davon sprechen, daß Deutschland den Einfall Jelachich's abwenden müsse, und das Studentenkomitee hat, wie ich höre, eine demgemäße Adresse nach Frankfurt abgesandt. Jetzt oder nie wäre es wol möglich, die innersten Sympathien Oesterreichs für Deutschland zu erwecken. Alles schaut verlangend nach einem Mittler, nach einem Erlöser auf.

Im Reichstage zeigt es sich aber wie schwer es ist, in dem hier vertretenen Völkergemengsel eine Ansprache zu gewinnen, deren unbedingtes Verständniß in allen

Gauen sich bestimmen ließe. In der Adresse an die gesammten Völker sollte es heißen: „Völker, erhebt euch mit eurer moralischen Macht u. s. w." Gegen diese Worte erhoben sich besonders die Polen, die von denselben ein Mißverständniß und eine Erhebung ähnlich der von **1846** zu fürchten schienen. Die Ansprache wurde daher nochmals einer Kommission übergeben.

Die Stellung des Reichstages ist eine unendlich schwierige. Der **6.** Oktober war eigentlich keine Revolution, er änderte nichts in den bestehenden Staatsgewalten: der Kaiser blieb, der Reichstag blieb, und nur an Einem Minister wurde die gräßliche Volksjustiz vollzogen. Der Kaiser entfloh, der Reichstag harrte aus und ihm sind alle Sympathien der Stadt und des Landes zugewendet. Der Reichstag übernahm das Amt der Vermittelung, es schien Anfangs zu gelingen, dann durch die Flucht des Kaisers vereitelt zu werden, aber noch baut man darauf alle Hoffnungen. Alles wendet sich an den Reichstag, Alles soll durch ihn autorisirt werden. Ich hörte eins der einflußreichsten Mitglieder des Reichstages, einem Parteihaupte das zur Anrufung der Ungarn und dem Aufgebote des

Landsturmes drängen wollte, scharf erwidern: „Gut, wenn ihr wirklich Revolution habt und wollt, so sprengt den Reichstag und setzt eine provisorische Regierung ein; wir aber, so lange wir als Reichstag bestehen, verlassen den konstitutionell legalen Boden nicht.“

Hier ist nun die heillose Verwirrung der jüngsten Tage zu ihrer sichtbaren Spitze getrieben. Seit Monaten verlangt man in Klubs und Volksversammlungen von den verschiedenen Reichstagen: sie sollten eine neue Revolution machen, das vollenden was das Volk nicht ausführte. Daher die Phrasen von der permanenten Revolution und daß die Reichstage auf dem Boden der Revolution stünden. Die Reichstage stehen aber nicht auf dem Boden der Revolution, diese ist nur ihr Rechtstitel von der sich ihre Macht schreibt, ihr Bestehen aber ist der erste Eintritt der Organisation. Der Reichstag ist nur das Ergebniß der vom Volke gemachten Revolution und so weit diese gediehen ist, er ist aber nie und nimmer die Revolution selbst.

Weil die Ultra's hier fühlen, daß der Reichstag

die politische Willenskraft des Volkes in sich vereinigt und weil er ihren Anmuthungen unbeugsam widersteht, darum wenden sich auch schon einzelne radikale Blätter gegen den Reichstag und verhöhnen sein Feststehen auf dem legalen Boden. Es ist wahrhaft lächerlich, daß die Revolutionsmänner eine autorisirte Revolution wollen. Freilich fühlen sie wohl, daß sie aus sich unmächtig sind und nicht einmal fünf Namen zu einer provisorischen Regierung aus sich aufbringen könnten.

Wenn man ihnen das vorhält, so erwidern sie: die Revolution wird schon bedeutende Menschen aus sich herausbilden, allbezwingende Charaktere; als ob man nicht schon jetzt solche Hoffnungssterne wenn auch noch matt schimmern sehen müßte, als ob eine Revolution eine neue Weltschöpfung wäre und nicht auf schon vorhandene Männer zählen müßte. Jetzt heißt es einstweilen nur alles Metall in den Kessel geworfen, in Fluß gebracht; die Form wird sich schon später finden, tröstet man sich sorglos. Die Lust des Kampfes ist das einzig vorherrschende. Kämpfen! kämpfen! heißt es, später wird sich dann schon alles zeigen, tröstet man leichtfertig.

Der Reichstag hat die mißliche Doppelstellung, die immer einem Vermittler zu Theil wird und doch konnte er nicht anders handeln, wenn nicht alles in Grund und Boden versinken sollte. Die Revolutionspartei erwartet vom Reichstage, daß er ihr den Stempel und die Fahne gebe, es giebt eine solche, die sich andrerseits mit der Legalität vereinigen läßt, sie hieße: Deutsch sein und deutsch werden. Aber der Reichstag ist nur durch die Anwesenheit der Polen in beschlußfähiger Anzahl und hier zeigt sich wieder das seltsame Geschick Oesterreichs. Pflanzte der Reichstag das Deutschthum auf, so hörte er auf ein specifisch österreichischer zu sein, und wäre diese ganze Oktoberbewegung offen ausgesprochen eine deutsche gegenüber der slavisch-czechischen, so hätten die Abgeordneten aus nichtdeutschen Provinzen keine Pflicht und keine Sympathie mehr auf ihrem Posten auszuharren und es bliebe eine kleine beschlußunfähige Minorität.

Darum mußte die Revolution, zu der man höfischer Seits Wien drängt, sich selber eine Fahne erobern. Republik, das gestehen alle Parteiführer ein, darf man nicht auf das Banner sticken. Die

ganze hiesige Journalistik, die doch gewiß nichts von Zurückhaltung weiß, hat während dieser ganzen Zeit das Wort noch nicht ausgesprochen oder es gar zum Schlachtruf erhoben, man erkennt die Unmöglichkeit seiner Verwirklichung in einem Oesterreich.

den 19. Oktober.

Ein Gerücht durchläuft die Stadt, die Deputirten Welcker und Mosle sind als Reichskommissäre aus Frankfurt angekommen. Ich suchte Welcker überall auf, ich wollte ihm meine Beobachtungen der hiesigen Tagesereignisse mittheilen, ich glaube einen genugsam unbefangenen Standpunkt inne zu haben; aber weder im permanenten Ausschuß des Reichstages noch im Gemeinderathe oder sonst wo wußte man etwas Bestimmtes von der Ankunft der Reichskommissäre. Anderseits hieß es sie seien alsbald wieder abgereist, ohne Jemand officiell gesprochen zu haben. Das scheint kaum glaublich. Hier mußten sie sich von dem Thatbestande überzeugen, um vermitteln zu können.

Ich war heute noch einmal mit einem Freunde

draußen in den Vorstädten, wer weiß wie lange das noch möglich sein wird. Auf dem Glacis weiden Heerden grauer Ochsen mit den großen spitzen Hörnern, wir sind also doch noch wohl versorgt, wenn wir bald eingeschlossen werden und nichts mehr von Außen erhalten sollten. Die Zeitlose stand schon allein auf den Wiesen, der Mensch weiß mitten im Kampfe nichts von dem Naturleben um ihn her. Die Thiere derselben Gattung ermorden einander nicht, nur der Mensch mordet den Menschen und dieses Thun wird ihm zur Lust. Ein blinder Orgelmann am Wege sah sich bald von einer großen Gruppe Menschen umgeben, da wir uns nach seinem Schicksale erkundigten und der Freund die ausgehängte Bitte des Invaliden wegen ihres treuherzigen Tones abschrieb. In allen Aeußerungen die wir hörten, offenbarte sich eine liebevolle Gutmüthigkeit.

Auffallend ist mir, daß hier die Bettelkinder nicht so klettenartig zudringlich sind, wie dies namentlich in Norddeutschland der Fall ist. Weist man hier ein derartiges Kind kurz ab, so tritt es zurück und hängt sich nicht mit fortwährendem Gewinsel an dich. Ich habe

das mehrmals erfahren und es zeigt das von einer noch frischen Wohlthätigkeit auf der einen und von einer naiven Resignation auf der andern Seite.

In den Vorstädten herrschte das alte harmlose Leben; wir sahen sogar an einem Laden, daß die Leute noch ruhig und emsig in das Lotto setzten.

Ein neu angeworbener Freiwilliger aus der Mobilgarde, einen Strauß von Blumen auf der Mütze, kam mit einem Kruge Wein aus dem Wirthshause, er ließ nicht nach, bis ich davon kostete. „Du wirst doch nicht glauben, daß ich dich vergifte," rief er mir stets zu, und ich that ihm Bescheid. Das vertrauliche „Du" ist hier in diesen Tagen sehr allgemein. Am Wachtfeuer, auf den Vorposten und auf der Bastei findet eine Verbrüderung der verschiedenen Stände statt, wie sie friedliche Zeiten nie bewerkstelligen können.

Ein begegnender Soldat schenkte einer armen Frau unaufgefordert einen großen Laib Brot, den er unter dem Arme trug, mit den Worten: „Ich bin satt, und ich krieg' schon wieder, iß du auch."

Nach vielem Umherschlendern in den Straßen lockte uns die große Trommel nach einem Zelte auf freiem

Platze unweit der Kaserne. Das war hier ein lustiger Auftritt. Am rechten Ende spielte eine volle Musikbande wiegende Ländler und herausfordernde Märsche, Jauchzen und Händeklatschen schallten darein. In der Mitte an linnengedeckten Tischen, darauf die Seidel Bier prangten, hatten mehrere Männer Schreibzeug vor sich und daneben lagen in einem offenen Papiere Sträuße von gemachten Blumen. Links bildete sich, sobald die Musik aufspielte, ein freier Raum und junge Männer unter sich oder mit schnell aus dem Umkreise eroberten Mädchen tanzten und sprangen, jauchzten und sangen. Ein hübscher rothwangiger Bursch, der mir zunächst war, tanzte immer ganz allein und alle seine Glieder hoben und senkten sich in freudiger Lust, während er sich auf einem kleinen Raume bewegte; helle Tirolerjodler schwebten auf den Lippen, er war aber so heiser, daß er sie nicht mehr singen konnte, er erzählte sie nur so vor sich hin und manchmal bewegten sich nur seine Lippen und Gesichtsmuskeln voll Freude, ohne einen Ton laut werden zu lassen. Ein starker Bursch hob einen neu eingetretenen Kameraden auf den Armen empor und tanzte so mit ihm herum. Erst nach langer Mühe ließ er ihn auf

den Boden und nun umschlangen sie sich fest in den Armen und tanzten einen ruhigen Steierer. Sie kümmerten sich alle wenig um die Musik da draußen, sie hatten ihre eigene Musik in der Seele. Komm her, Italiener, rief einer einem schwarzhaarigen dunkeläugigen Burschen zu, kannst du deutsch tanzen? und ohne die Antwort abzuwarten, stürmte er mit ihm in den tosenden Kreis.

Wir sind also hier in einem Werbezelte der Mobilgarde. Jetzt schweigt die Musik. Eine hagere Gestalt in einem grauen Militärmantel, über den ein schwarz-roth-goldenes Band geschlungen, eine rothe Studentenmütze auf dem Kopfe, unter der ein pfiffiges einäugiges Gesicht rechts und links ausschaut, wandelt rings um das Zelt und wiegt sich dabei auf den Sohlen offenbar nach einer Melodie, die ihm in der Seele spielt. Er hat den gezückten Säbel hoch empor gehalten und ruft: „Lustig! kommt nur! hier hat man ein schön und gut Leben, täglich 25 Kreuzer Münz, und man läßt sich nur auf einen Monat einschreiben; wer da nicht will, kann wieder fortgehen. Lustig! ein schön und gut Leben!“ Manchmal blieb er auch stehen und machte bei einem

zuschauenden Burschen Halt, indem er denselben noch besonders aufforderte; dann näherte er sich zuweilen einem Mädchen und versprach ein Mädchenregiment auszurüsten. Lachen und Kichern folgte ringsum.

Während der Pausen trat selten einer herein, sobald aber die Musik anzustimmen begann, da drängten sie sich an die Tische zu den schreibenden Offizieren, die eigentlich erst dadurch Offiziere wurden, wenn sie die nöthige Vollzahl der Angeworbenen hatten. Die Musik und das Johlen hatte in der That etwas, was zum freudigsten Kampfe aufrief und alle Bedenklichkeiten vergessen ließ. Das mochte ein Blechnergeselle neben mir ebenso empfinden, denn er sagte: „es sterben nicht alle, und einmal sterben muß man doch,“ ging an den Tisch, sagte dem Offizier, der ihn in dem Lärmen kaum hören konnte, seinen Namen in's Ohr; dieser schrieb ihn auf eine rosa gedruckte Karte, heftete die Karte auf die dargereichte Mütze und steckte den Blumenstrauß dazu, dann reichte er dem Angeworbenen die Hand, dieser riß sich los und sprang mit einem großen Satze in den Kreis der Tanzenden. Dort wurde er jubelnd bewillkommt und bald dieser bald jener tanzte mit ihm

herum; er aber hielt sorgfältig den Strauß auf der Mütze, der in Gefahr war erdrückt zu werden. Immer frische drängten sich heran und der Jubel erneuerte sich immer wieder. In der Pause machte der Einäugige abermals seinen Rundgang, er war wie ich hörte einer von den übergegangenen Grenadieren, ein Korporal. Sobald eine eigenthümliche Zeit da ist, tauchen plötzlich auch die ihr entsprechenden eigenthümlichen Figuren auf. Nur der Heros, nach dem Alle ausschauen, will nicht kommen. Unser Stück Weltgeschichte spielt sich ohne einen Helden ab.

So oft ein Neugeworbener einen Blumenstrauß erhielt, kamen viele andere herbei und wollten auch einen solchen haben. Man bedeutete ihnen, daß sie bereits eingereiht seien und den Fahneneid geschworen hätten, daß es ihnen also nicht mehr zukomme Sträuße zu tragen; aber sie baten so kindlich dringend, daß man nicht umhin konnte, dem einen und dem andern zu willfahren, und als jetzt eine Frau kam und neue Sträuße mit Flittergold zum Verkaufe ausbot, erwarb sich fast jeder solchen Schmuck. Ich sah, daß einer dem andern der nicht mehr Geld genug hatte, das Fehlende darauf

bezahlte. Die Menschen bleiben doch ewig Kinder und hier ergötzen sie sich an einem Spielzeug, während sie sorglos ihr Leben in die Schanze schlagen.

Die Mobilgarde soll später als Gegengewicht und neue Opposition gegen die alte Militärhierarchie festgehalten werden; eine Art Parlamentsheer, wie es Venedey für den Reichstag in Frankfurt vorgeschlagen hat....

Abends im Reichstage. Es gehört zu den peinlichsten Empfindungen, daß man jedesmal bei Beginn einer Sitzung mit zitternder Seele umschaut, ob die beschlußfähige Anzahl der Mitglieder vorhanden. Es ist peinigend, daß das von wenigen Personen abhängt. Heute mußte die Sitzung deßhalb unterbrochen werden und sie wurde später vollzählig.

Es wird gegen die Insinuationen Messenhausers in einem Plakate protestirt, daß die Ungarn nur auf den Ruf der legalen Behörde kommen wollen. Es giebt keine legale Behörde, die sie rufen und so dem Kaiser den Krieg erklären kann. Empörend und erbärmlich ist dies Benehmen der Ungarn; jeden Tag heißt es, sie kommen und sie kommen nicht, sie sind vor Bruck, hinter

Bruck, an der Grenze, über der Grenze, — es läßt sich nichts mehr darüber sagen.

den 20. Oktober.

Nun soll es denn doch ganz gewiß sein, daß die Ungarn im Anmarsche sind.

Indeß erfahren wir im Reichstage authentisch, daß die Zufuhr der Lebensmittel abgeschnitten wird. Schuselka setzt auseinander, wie das mit der Anerkennung übereinstimmt, die der Kaiser dem Reichstage ausgedrückt; Ordnung und Sicherheit werde dadurch gewaltsam aufgelöst. Feodorowicz und Löhner sprechen gewaltig über diesen Belagerungszustand, der Gemeinderath hat deßhalb eine Deputation an den Kaiser gesendet und eine weitere an den Reichstag in Frankfurt zur Unterstützung seiner Bitte. Wer hat den Befehl zur Belagerung gegeben? und warum?

Man spricht hier von einem harten Manifeste des Kaisers, das draußen im Lager angeschlagen sei, aber nicht in die Stadt käme.

Ich bin nun jetzt fast täglich auf der Journalistenloge und will die Eindrücke davon kurz andeuten.

Während in Norddeutschland die Führer der Publicistik meist aus der abstrakten Philosophie mit beiden Füßen in die Tagespolitik gesprungen und wie es bei solchem Sprunge geht noch vielfach taumeln und nicht den rechten Halt gewonnen, so sind die hiesigen publicistischen Wortführer meist aus dem Theater mit seiner Kritik in die Verhandlungen der Welthändel übergetreten. Daher jenes theatralische Pathos, oft jene Großthuerei des Choristen, der nur allgemeine Refrains zu singen hat und sich für einen zurückgesetzten Solosänger hält. Dieses Choristenhafte ist widerwärtig, diese aufgetragenen Farben, dieses Händeringen, dieser Flitter. Die meisten Artikel in den radikalen Zeitungen, besonders in der Constitution, sind nichts als hochklingende geschriebene Toaste, die mit Hoch und abermals Hoch dem hochherzigen Wien und dergl. schließen. Von einem staatsmännischen Blicke, von Gestaltungskraft nirgends eine Spur.

Muth und abermals Muth will sich als politische Kraft geltend machen. Aber was ist der Muth allein ohne Talent? er kann kämpfen, aufreizen, aber der menschlichen Gesellschaft kein Gepräge geben. Muth

und Bildung sind die beiden mächtigsten, ja einzigen Hebel zur Neugestaltung der Welt; leider sind sie so selten vereint. Es ist weit eher möglich, dem Muthe die Bildung, die Besonnenheit und Einsicht beizugesellen, als die Bildung zum Muthe zu erwecken; denn da sind die Menschen, die Alles wissen, Alles kennen und denen der heilige Funke frischer Begeisterung mangelt.

In Wien müßte man vor Allem darauf denken, dem unstreitig herzhaften und zur That entschlossenen Volke Bildung, gesunde Einsicht einzuflößen, und dieses Volk ist so zutrauensvoll, so offen für jede Belehrung.

Wer es mit der Sache des Volkes und der Freiheit getreu meint, wem die öffentliche Ansprache nicht ein bloßes momentanes Almosen ist, das man dem Bedürftigen zuwirft und sich nicht weiter um sein Schicksal kümmert, der muß bei Zeiten darauf denken, daß das Volk nicht nur seine Hochherzigkeit preisen, sondern auch die bittere Wahrheit hören lerne. Es muß immer gesagt und bewiesen werden: Vor Allem die rechtliche und menschenwürdige Feststellung der politischen und socialen Verhältnisse, dann aber vergiß nicht, daß damit nicht Alles gethan, du mußt auch dich selber ändern

und vervollkommnen. — Je mächtiger eine Popularität ist, um so mehr ist sie verpflichtet, ohne Galleriefurcht die inneren Schäden des Geistes und der Gewohnheit derb zu rügen und zu berichtigen. Auch abgesehen von der moralischen Nothwendigkeit dieses Verfahrens, ist es politisch unerläßlich, wenn nicht alsbald jede eintretende Organisation als Reaktion erscheinen soll.

Ich weiß es wohl, der Feldherr, der vor die Fronte seiner Soldaten reitet, die er zur Schlacht führt, ist nicht in der Lage, Mahn- und Strafpredigten zu halten; er preist die Kraft und den Muth. Noch muß das Volk in Schlachtreihen gehalten werden gegen seine nicht besiegten Feinde; aber es gibt friedliche Pausen genug und wir müssen frühe daran denken, die innere Arbeit mit der äußern anzuregen.

Ich will hiezu nur eine äußere Thatsache als Beispiel von hier anführen. Als vor Kurzem die Wahl des Gemeinderaths vorgenommen wurde, wobei nur ein geringer Census war, wurden von der Stadt die nahezu eine halbe Million Menschen zählt, nur **4** bis **5000** Stimmen abgegeben und die Zusammensetzung des Gemeinderathes wurde, einige Talente

wie Stifft u. s. w. ausgenommen, eine im Ganzen genommen klägliche. Wahrheitsliebende Männer erzählen mir, daß bei der Wahl der Wahlmänner, wenn dabei ein zweites oder gar ein drittes Skrutinium erforderlich war, das erste Mal oft 500 ihre Stimmen abgaben, bei der Wiederholung aber oft nur 50 abstimmen. Die unverzeihliche Lässigkeit der zunächst liegenden Wahl des Gemeinderathes hätte bei einer wahrhaft volksthümlichen Presse fort und fort Mahnung und Rüge hervorbringen müssen. Es hätte mit wenigen Worten ein stehender Artikel sein müssen: Volk von Wien! du hast deiner Pflicht und deiner Ehre vergessen, indem du das freie Wahlrecht verabsäumtest. Man muß es täglich wiederholen und früh lehren, daß nicht in jubelnden Volksversammlungen, in pikanten Reibereien und dergl. die Volksfreiheit festgestellt wird, sondern daß der Dienst der Freiheit ein unablässiger, trockene und mühselige Arbeit erfordernder ist. Diese allein sichert uns, was wir jetzt im Sturm errungen.

Trotz der angeführten Thatsache ist von Blasirtheit, die an anderen Orten schon sogar die unteren Schichten ergriffen hat, hier keine Spur; selbst die Führer leiden

hier weit eher an dem andern Extrem der fortwährenden Exaltation.

Das „Proletariat", das hier zum ersten Male officiell mit diesem Namen in den Zuschriften der Generäle rc. bezeichnet wird, das Proletariat hat hier noch lange nicht den klassischen Höhepunkt erreicht, den manche Pessimisten wünschen, um dann ihre Erlösungstheorie ins Werk setzen zu können.

Jene gemachte Scheidung, die man an anderen Orten gewaltsam hervorrief und mit den Bezeichnungen Bürger und Volk trennte, ist hier noch nicht eingetreten.

Vielleicht ist's eine süddeutsche Anschauungsweise, aber ich glaube doch es liegt darin etwas Allgemeingültiges: Das wein- und biertrinkende Proletariat ist gar nicht zu vergleichen mit dem schnapstrinkenden. Solche Gestalten, die in betäubtem Dusel ekelhaft vor sich hin lärmend in norddeutschen Städten uns so oft begegnen, sind hier nirgends zu sehen.

Zwiefach beklagenswerthes Volk, dessen Athem nach Schnaps riecht, es ist kaum mehr möglich, ihm nahe zu kommen und seinen Geist aufzurichten.

Du kannst dich zu dem Schnapstrinkenden nicht in seine Schenke setzen und dort ein gut Wort anbringen, er hält sich, wenn sich's auch thun ließe, nicht lange auf, er füllt seine „Pulle" und holt sie bei allen Ruhepunkten einsam aus der Brusttasche.

Und doch ist das Volk unschuldig an dieser Selbstertödtung. Der alte negative Staat, der Polizeistaat that nichts für den Gesunden und der Schnaps mußte ihm den Mangel an Kleidung, Wärme und stärkenden Speisen ersetzen. Darum wird der neue positive Staat sein Hauptaugenmerk auf eine gesunde und billige Nahrung richten müssen. Das geht vor allen sozialistischen Theorien.

Ich habe mich hier vielfach in den verschiedensten Gruppen erkundigt und erfahren, daß jener Mangel, wie er in den Schnapsländern zu Hause ist, hier nirgends zu finden sei.

Das Brot, das die Leute hier essen, ist schmackhaft und gar nicht zu vergleichen mit dem säuerlichen, wie es in Norddeutschland vielfach zu finden ist. Ueberhaupt verstehen sie in Norddeutschland weit besser Kuchen zu backen als einfaches Brot, während das im Süden gerade das Gegentheil.

Ist's nicht auch in geistigen Dingen so?

Das Volk hier mit seiner treuherzigen Hingebung und seinem heitern Humor ist noch vollständig zu retten vor jener Versunkenheit, die man anderwärts findet, wenn der Staat durch materielle Vorkehrungen, so wie durch eine gesunde Geistesbildung seiner Pflicht nachkommt. Jetzt wird diesem Volke literarischer Schnaps, radikaler und reaktionärer Fusel der niedrigsten Sorte aufgetischt. Es wird hoffentlich bald anders werden. So oft ich auf den Basteien, auf den Barrikaden oder in sonstigen Gruppen die Sinnesweise des Volkes aufs Neue kennen lernte, wurde ich immer mit neuer Liebe zu demselben erfüllt. Man kann wol im Ganzen genommen von Wien sagen, es hat weit mehr politisches Temperament als politischen Charakter. Eben deshalb sollte jenes nicht immer aufgereizt und entflammt, sondern auf feste Nachhaltigkeit, auf Charakter hingearbeitet werden. Dieses Volk, wenn man das Wort gebrauchen kann, ist das agitabelste, es läßt sich leicht in eine erregte Stimmung versetzen und ist bereit für dieselbe Alles daran zu geben. Es ist so zu sagen politisch keusch

und vertraut leicht jedem, der um seine Liebe und Hingebung wirbt. Nichts konnte dieses Volk mehr aufreizen, als die erkannte Perfidie Latours. Hätte er offen gestanden: ich muß mit den Ungarn Krieg führen, — es hätte sich vielleicht wenig darum gekümmert. Aber immer zu sagen: ich weiß und will nichts von Jelachich, bis zuletzt der Briefwechsel aufgefangen wird und dann deutsche Truppen fortschicken — das empörte das innerste Herz. Dies Gefühl hob jene Axt, die Latour das Hirn einschlug und wand ihm den Säbelgurt um den Hals. Jetzt ist nur Eine empörte Stimmung gegen die Umgebung des Kaisers (ihn selbst tastet man noch immer wenig an), weil man Wien zum Aufruhr zwingen will, um es dann nieder zu werfen.

den 21. Oktober.

Der dritte stille und doch so geräuschvolle Sonntag. Statt der Reichskommissäre ist eine Ansprache derselben, die jetzt in Ollmütz sein sollen, „im Namen des deutschen Reichsverwesers" an den Ecken angeschlagen. Die Kommissäre bezeichnen ihre „Sendung als eine

Mission des Friedens und der Versöhnung.“ Sie fordern auf „noch ehe er weiter entbrennt, den blutigen Kampf der Waffen mit der friedlichen Unterhandlung zu vertauschen.“ Sie bieten ihre Vermittlung dazu an.

Als ob man bisher nicht immer die friedlichsten Verhandlungen versucht hätte! — Heute wurde das Manifest des Kaisers, von dem man schon früher sprach, hier bekannt. Es spricht von nichts als von den Gräueln, die in Wien geschehen und verkündet, daß Fürst Windischgrätz mit beispiellos unbeschränkter Vollmacht den Oberbefehl über sämmtliche Truppen außer den italienischen erhalten habe, um gegen Wien, „den Sitz der Insurrektion“ zu ziehen.

Dieses Manifest ist vom 16. Oktober, vom selben Tage also, an welchem der Kaiser der Deputation des Reichstages seine „vollkommene Anerkennung“ für Niederhaltung der Anarchie ausgedrückt.

Das ist ehrliche Politik!

Nur das mildere Manifest vom 19. wurde hier offiziell hergesendet. Man hat indeß auch das frühere anschlagen lassen.

Die Ansprache der Reichskommissäre schließt: „Es lebe Oesterreich und sein ruhmvolles Kaiserhaus! es lebe Wien! Möchte Oesterreich und möchte Wien baldmöglichst und immer mehr Wohlstand und heitern Lebensgenuß, gleich den freien Britten und ihrer blühenden Hauptstadt, mit einer vollständigen aber gesetzlichen und mit männlicher Reife gehandhabten constitutionellen Freiheit vereinigen!"

Ist diese professorische Hindeutung auf die „freien Britten" nicht fast komisch, mitten in einem solchen Aufruhre der Empörung aller Herzen?

Trotzdem setzt man große Hoffnung, ja fast die alleinige in die Vermittelung der Reichskommission. Sie sollen in Ollmütz sein und sie müssen nun auch hierher kommen, um sich hier von dem wirklichen Stand der Dinge zu überzeugen; denn leider sagt man, daß sie sich unterwegens von vielen geflüchteten Geldsäcken manches hätten aufbinden lassen....

Es wird eifrig an der Wegräumung der permanenten Barrikaden gearbeitet. In den Vorstädten werden solche kriegsgerecht gebaut, aber man glaubt nicht, daß es zu einem Straßenkampfe in der innern

Stadt kommen wird. Das Militär sagt man, wird sich auf solchen nicht einlassen und die Erfahrungen dieses Sommers benutzend, jetzt nur mit Kanonen operiren.

den 22. Oktober.

Ein Zufall brachte mich heute wieder auf die Aula.

Als ich von Tische kam sah ich auf dem Stephansplatze einen Trupp Bewaffneter in dessen Mitte ein Gefangener geführt wurde. Alles schrie ringsum: ein Spion! ein Spion! Der Mann war todtenblaß, er senkte den Blick zur Erde und schaute dann manchmal wieder hülfesuchend rings umher.

Wer kann bestimmen, ob das die Miene eines schuldbewußten oder der Ausdruck eines freien Gewissens ist? Die Furcht ist sich gleich. Einige Vorübergehende schrieen wild: aufgehängt! aufgehängt! und mancher Puff und Schlag fiel auf den armen Schelm. Ich trat dazwischen und da man mich für einen Studenten hielt, ward mir Gehör und ich konnte den Rasenden bemerklich machen, daß man Niemanden

vor der Aburtheilung bestrafen dürfe, gewiß aber nicht gleich ein Todesurtheil vollziehen, denn habe man da einen Spion, so müsse man noch mehr von ihm erfahren, sei er aber todt, so könne er nichts mehr berichten. Das wirkte. Ich ging neben dem Gefangenen, der mich gläsernen Blickes anstarrte und nur manchmal aus bleichen Lippen vor sich hinmurmelte: „Ich weiß nichts". Ein stattlicher Bürger in Nationalgardentracht, der neben uns her ging, ballte immer die Fäuste und schrie, daß er den Kerl gleich todt schlagen wolle.

Wir kamen mit ihm nach der Universität. Dort stellte sich bei der Untersuchung heraus, daß der Gefangene sich allerdings in verdächtiger Weise auf einem Nebenwege aus der Linie hinausschleichen wollte. Es war ein Bedienter bei einem hiesigen Goldarbeiter, hatte einen Brief an seine Herrin mit der Weisung, sie solle allerlei Nahrungsmittel hereinschicken, da man einer Belagerung entgegensehe. Auch hatte er sämmtliche seit zwei Tagen hier erschienenen Zeitungen und Plakate bei sich. Der Mann war unschuldig und man bat ihn noch etwas zu ver-

weilen und dann ruhig nach Hause zu gehen. Er blieb gerne, denn er konnte sich noch nicht erholen von seinem Schreck, er gab mir Recht, daß man den Leuten ihren Argwohn und ihre Gereiztheit nicht verargen könne, aber wie das so geht, wen die Folgen treffen, der ist doch zu hart mitgenommen und kann das nicht mit einem Allgemeintroste entschuldigen.

Ich besuchte nochmals die Komiteesitzungen und fortwährend flößte mir die Haltung der Studenten Bewunderung ein. In solcher Jugend, mit solcher Macht ausgerüstet, maßhaltend jede Ueberschreitung vermeiden, das zeugt von einem gesunden Geiste. Dennoch glaube ich nicht wie so Mancher, daß aus diesem Komitee u. s. w. großartige organisatorische Talente sich herausbilden werden. Es ist etwas anderes, mitten in der Revolution nur nach selbstgezogenen Linien ein summarisches Verfahren inne halten, als dann in einem geordneten Staatswesen einen festen Halt zu gründen. Gerade diese jetzige fast unbedingte Souveränität kann ein Hinderniß für die künftige gesetzliche Regelung sein und wer einmal

die Allmacht vorkostet, findet sich schwer wieder in die bedingtre Freiheit, die doch allein eine staatliche Ordnung feststellen kann.

Beim Weggehen traf ich im Hofe wieder jenen mordlustigen Nationalgardisten. Es war ein Mann nahe den vierziger Jahren. Ich suchte ihm nun sein früheres Unrecht klar zu machen, er sagte mich begleitend: „Sie haben Recht, ganz Recht, aber ich bin so wild, so wild, ich weiß nicht wo aus; ich bin ein Schuster, habe meine gute Nahrung, habe eine brave Frau und 4 Kinder, aber Alles könnte zu Grunde gehen, ich selbst will sterben, nur Rache an dem Kaiser und der Camarilla, die Wien mit Gewalt zu Grunde richten wollen. Soll eine ganze Stadt zu Grunde gehen wegen einem?“

So sprach der Mann und noch viel mehr und heftiger. Die Erzherzogin Sophie bekam schöne Namen. Ich sah hier wiederum, welche Flamme in den Gemüthern loderte. —

Ich füge hier über die Abendsitzung des Reichstages einen Artikel ein, wie ich ihn unmittelbar darauf schrieb und in das damals noch von Bodenstedt

redigirte Journal des österreichischen Lloyd einrücken ließ:

„Diese Sitzung bildet den Gipfel- und Wendepunkt unseres nun bald drei Wochen anhaltenden fieberisch-peinlichen Zustandes. Die Dinge scheinen sich bei uns mit einer innern Genesis zu entwickeln, deren Gesetz sich erst aus der vollbrachten Thatsache abnehmen läßt. Auf dem unerschütterten Boden des Gesetzes hat der Reichstag, eben kraft des Gesetzes, die Maßnahmen des Fürsten Windischgrätz für ungesetzlich erklären müssen und erklärt.

Wir sind in diesen Tagen so beständig in Spannung und Aufregung gehalten, daß man kaum mehr sagen kann, die Erregung dieses Sonntag Nachmittags war die höchste; und doch hatte Fürst Windischgrätz in diesen Stunden zuerst seine papiernen Bomben in die Stadt gesendet. Die Gruppen an den Straßenecken erzählten sich von einem Manifeste, das von unbekannten Händen angeschlagen worden, von den Municipalgardisten aber auf Befehl des Magistrats abgenommen wurde.

Es ließ sich die Wahrheit des Inhaltes kaum

glauben; sie bestätigte sich jedoch bald im Reichstage. Um 4 Uhr war die Sitzung anberaumt. Die Mitglieder fanden sich ein. Der Präsident verkündete, daß die Sitzung eröffnet und mehr als die beschlußfähige Anzahl anwesend sei. Die Spannung auf den Gallerien zeigte sich schon jetzt, indem sich die Befreiung von der unnennbaren Bangigkeit kundgab, daß Entmuthigung der Ausharrenden eingetreten sein könne. Der Saal selber bot den Anblick der Ruhe und ernsten Gefaßtheit, und dieser entsprachen die Einleitungsworte des Präsidenten, der auf die hohe Bedeutung dieses Augenblickes, auf den festen Mannesmuth, dessen es bedürfe, in seiner gewohnten Einfachheit und treuherzigen Schmucklosigkeit hinwies. Als er jetzt dem Berichterstatter das Wort gab, war es wieder wie das Aufathmen heftiger Gespanntheit im ganzen Saale. Man rief einander Ruhe zu, gleichsam um sich selbst anzuhalten mit lauschendem Ohre auch keine Sylbe von dem, was sich nun eröffnete, zu verlieren. Schuselka, der Berichterstatter, der sich während dieser verhängnißvollen Tage fort und fort mit wahrhaft erhabener Ruhe und Festigkeit

hält, berichtete nun, daß Fürst Windischgrätz dem Gemeinderathe folgendes Manifest zur Kundgebung zugesendet habe und ihn für dessen Bekanntmachung verantwortlich mache.

„Von Sr. Maj. dem Kaiser beauftragt und mit allen Vollmachten ausgerüstet, um dem in Wien dermalen herrschenden gesetzlosen Zustande ohne Zeitverlust ein Ziel zu setzen, rechne ich auf den aufrichtigen und kräftigen Beistand aller wohlgesinnten Einwohner.

Bewohner Wiens! Eure Stadt ist befleckt worden durch Gräuelthaten, welche die Brust eines jeden Ehrenmannes mit Entsetzen erfüllen. Sie ist noch in diesem Augenblicke in der Gewalt einer kleinen, aber verwegenen, vor keiner Schandthat zurückschaudernden Faction. Euer Leben, Euer Eigenthum ist preisgegeben der Willkühr einer handvoll Verbrecher. Ermannt Euch, folgt dem Rufe der Pflicht und der Vernunft. Ihr werdet in mir den Willen und die Kraft finden, Euch aus ihrer Gewalt zu befreien, und Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Um diesen Zweck zu erreichen, werden hiemit die Stadt, die Vorstädte und ihre Umgebung in Be-

lagerungszustand erklärt, sämmtliche Civilbehörden unter die Militär-Autorität gestellt, und gegen die Uebertreter meiner Verfügungen das Standrecht verkündigt.

Alle Wohlgesinnten mögen sich beruhigen. Die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu schirmen, wird meine vorzügliche Sorge sein. Dagegen aber werden die Widerspenstigen der ganzen Strenge der Militärgesetze verfallen.

Lundenburg, den 20. October 1848.

Fürst zu Windisch-Grätz,
Feldmarschall."

Während der Verlesung dieses Aktenstückes war der Eindruck unverkennbar, welchen Gehalt und Gestalt desselben hervorbringen mußten. Schuselka bemerkte, daß der Gemeinderath dieses Manifest nicht veröffentlicht habe und solches dem permanenten Ausschusse zu weiterer Maßnahme übergebe. — Der Finanzminister Kraus habe hierauf sogleich das Manifest des Kaisers vom 19. d. M., so wie die Ansprache der Reichscommissäre Welcker und Mosle an den Fürsten Windischgrätz durch einen Courier abgesendet, indem

sich voraussetzen ließe, daß der Fürst diese Kundgebungen, und besonders die erste, nicht kenne, da sie im schneidenden Widerspruche mit den angedrohten Maßnahmen stehen. Dieses Verfahren des Ministers — bemerkte der Berichterstatter — könne man billigen und es ließe sich möglicherweise vielleicht eine Wirkung davon verhoffen. Verlassen aber könne man sich nicht darauf, und das Maaß der Pflichten, das dem Reichstage auferlegt sei, gehe weiter. In eindringlicher ruhevoller Auseinandersetzung erklärte nun Schuselka, daß zwar die Völker Oesterreichs noch keine feste Constitution auf dem Papiere besitzen, daß aber der Staat rechtlich und factisch ein constitutioneller sei, alle Maßregeln sich also innerhalb der constitutionellen Grenzlinien halten müssen; diese aber schreiben streng und unbeugsam vor, daß solche Vorkehrungen einzig und allein von den constitutionellen Gewalten ausgehen können. Belagerungszustand und Standrecht sind das letzte Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung; dieses letzte Mittel darf aber nur angewendet werden, wenn alle andern bereits erschöpft sind. Solches ist hier keines-

wegs der Fall. Es könne der Belagerungszustand nicht angewendet werden, wo das Volk durch seine Vertreter tagt über die Feststellung seiner Verfassung; nur die constituirende Versammlung könne, wie in Paris, zu ihrem eigenen Schutze, nur sie könne den Belagerungszustand aussprechen.

Der Gewalt müsse mit dem unbeugsamen Gesetze entgegengetreten werden, und so schlägt der permanente Ausschuß dem Reichstage vor, zu beschließen:

In Betracht, daß die Herstellung der Ruhe und Ordnung, wo sie wirklich gefährdet sein sollten, nur den ordentlichen constitutionellen Behörden zukommt, und nur auf ihre Requisition das Militär einschreiten darf;

in Betracht, daß nach wiederholtem Ausspruche des Reichstages und des Gemeinderathes die bestehende Aufregung in Wien nur durch die drohenden Truppenmassen unterhalten wird;

in Betracht endlich, daß das kaiserliche Wort vom 19. d. M. die ungeschmälerte Aufrechthaltung aller errungenen Freiheiten, so wie ganz besonders die freie Berathung des Reichstages neuerdings gewährleistete: erklärt der Reichstag die vom Feldmarschall Fürsten

Windischgrätz angedrohten Maßregeln des Belagerungszustandes und Standrechtes für ungesetzlich.

Von diesem Beschlusse ist Minister Wessenberg und Feldmarschall Fürst Windischgrätz sogleich durch Eilboten in Kenntniß zu setzen.

Vom constituirenden Reichstage.

Der Reichstagsvorstand.

Franz Smolka, Carl Wiser, Gleispach,
Präsident. Schriftführer.

Als das Wort „ungesetzlich" ausgesprochen wurde, da ließ sich der Sturm der Gemüther im Saale und auf den Gallerien nicht mehr halten. Lauter Zuruf erscholl; — das war der Moment, in dem der gesetzliche, sittliche Volksgeist auf dem unerschütterlichen Felsen seines guten Rechts der Gewalt mit offener Brust sich entgegen stellte.

Nach Verlesung des Ausschußantrages fragte der Präsident, ob Jemand das Wort hierüber verlange. Lautlose Stille herrschte eine Weile im Saale, ein Jeder schien so ergriffen von dem Ausdrucke des gesammten Selbst, das hier kundgegeben war, daß der volle Accord

auch durch keine Zuthat, auch durch keine vereinzelte Zustimmung abgeschwächt werden sollte.

Endlich erhob sich Löhner, noch sichtlich ergriffen von den erfolglosen Mühen seiner letzten Reise und von der erwartungsreichen Bedeutsamkeit dieser Stunde. Er sagte, daß er den Motiven und den Anträgen des permanenten Ausschusses an sich nichts zuzufügen habe. Es ist jetzt keine Zeit — fuhr er fort — für Empfindlichkeiten, für ein Abwägen, ob man einem die Ehre angedeihen ließ, die er anzusprechen habe. Die Reichscommissäre haben sich nicht hieher und nicht unmittelbar an diese Versammlung gewendet, sie haben sich nach Ollmütz begeben; dennoch aber, es gilt der Sache des Vaterlandes, eine deutsche Stadt wird mit dem Härtesten bedroht, Deutschland ist in ihr verletzt — man möge also dem Beschlusse hinzufügen, daß derselbe den Reichscommissären nach Ollmütz mitgetheilt werde. Nadler machte den Zusatz, daß die Reichscommissäre eingeladen würden, hieher zu kommen, um sich davon zu überzeugen, daß hier keine Anarchie herrsche.

Schuselka vereinigte sich hierauf als Berichterstatter mit dem Antrag Löhner's, aber in der Weise, daß der

heutige Beschluß durch das Präsidium den Reichscommissären mitgetheilt werde, wie sich dieselben auch nur an das Präsidium gewendet hätten, womit Löhner übereinstimmt. Nachdem sich hierauf noch Borrosch gegen eine Einladung der Wien umgehenden Reichscommissäre ausgesprochen hatte, wurde der Antrag der Commission mit großer Stimmenmehrheit (mit allen Stimmen gegen etwa 3) angenommen.

Jetzt fragt es sich nun, oder vielmehr es fragt sich kaum: wird man es wagen, eine Maßregel auszuführen, die der Reichstag fast einstimmig für ungesetzlich erklärte?..."

Es klingt fast wunderbar, wenn man sich sagt, daß man mitten in all diesem Wirrwarr aus all den Erschütterungen und Aufregungen heraus wieder behaglich Abends im Bierhause sitzt, die Deputirten der Linken kommen da hin, Blum mit seinen Genossen und ihrem Anhange.

Wenn man die Geschichte einst aus der Ferne betrachtet, wird man es kaum glauben, daß mitten darin mehr oder minder harmlose Pausen waren, Alles muß wie eine einzige fiebrische Glut mit hastigem

Athem erscheinen; aber man lernt hier Geschichte verstehen, sowohl in ihrer tiefern innern Genesis mit der Umkehrung alles Gewesenen, als auch mit den kleinen stets anhaftenden ständigen Merkmalen.

Im großen Ganzen drängt ein tiefer innerer Zug dämonisch fort, die Thatsache für sich selbst gewinnt ein selbständiges organisches Leben unabhängig von dem Thäter und Schöpfer.

Vom Volke, vom Hofe und vom Reichstage sind Thaten ausgegangen oder aufgenommen, die Schuld und Sühne zum Theil in unbewußter Nothwendigkeit in sich tragen.

Ein Theil des Volkes hat dem 6. Oktober die Spitze einer That gegeben, die unvorgesehen wie sie war, vereinzelt in sich blieb und bleiben mußte. Man bewaffnete sich, gewissermaßen um die Folgen der eigenen That abzuwehren. Eine Stadt übernimmt die Erbschaft dieser That, die sie nicht vollbracht, zum größten Theile nicht gewollt.

Der Kaiser, anfangs zur Versöhnung geneigt, läßt sich zur Flucht verleiten und bewaffnet sich mit Starrsinn, er ladet die Schuld der Halbheit und

Pflichtvergessenheit auf sich, er verläßt seinen Posten zum zweitenmale.

Der Reichstag übernimmt die Errungenschaft einer von ihm verabscheuten That. Er verlangt um den Aufruhr nicht weiter schreiten zu lassen, allgemeine Amnestie und Bildung eines neuen Ministeriums. Das alte unbeliebte Ministerium ist gestürzt, aber nicht vom Reichstage auf gesetzlichem Wege, sondern draußen auf der Straße. Der Reichstag nimmt das an und verfällt somit einer dämonischen Haftbarkeit, die durch all sein großartiges hingebendes Wirken nicht abzuwälzen ist.

Wie wird sich die Sühne an all den drei Faktoren ergeben?

Auf allen Seiten lebt das Ereigniß jetzt für sich selber fort, bis es zum traurigen Konflikte gelangt und so sehr man sich auch namentlich auf Seite des Volkes bemüht, die Consequenzen zurückzuhalten und abzuwenden, ein dämonisches Walten tritt Alles vor sich nieder. Der zermalmende eherne Gang der Geschicke scheint unabwendbar.

Daneben lernt man einsehen, wie das Klein- und

Einzelleben all den großen Ereignissen und Thatsachen beiher lauft.

Wer es vermöchte so zu sagen, den teleskopischen Blick für die Gesammtüberschau und dabei den mikroskopischen Blick für das Einzelne und Kleine zu halten und zu bewahren, der allein könnte ein wahrhaftes und lebensvolles Bild der Geschichte liefern; aber es scheint beides fast unmöglich. Ist es ja auch sonst im Leben und in der Wissenschaft so, die Detailkenner verlieren meist die Uebersicht und den Männern der allgemeinen Betrachtung fehlt es häufig an specieller Einsicht.

Beim Nachhausegehen sah ich ein eigenthümliches Bild. An der Ecke der Goldschmidgasse unter der Gaslaterne saß ein Knabe von sieben bis neun Jahren mit einem großen Pack Zeitungen auf dem Schooß, er rief aber seine Waare nicht aus, sondern las emsig, mit dem Finger auf die Linien deutend und die Worte mit eifrigen Lippen leise vor sich hinsprechend, die neueste Nummer des Blattes: „der Radikale.“ Die Mutter kam und zankte den Jungen, daß er lese, statt zu verkaufen. Ich beruhigte sie dadurch, daß ich dem Knaben noch so spät einige

Blätter abnahm. Sei es Instinkt oder was war's? Der Knabe gab mir nicht das Blatt des Radikalen, in dem er bereits gelesen hatte, es mochte ihm schon gebraucht vorkommen, er reichte mir ein frisches.

Du armer Knabe und ihr vielen andern alle, die ihr diese Blätter verkauft, was geht von ihrem Inhalte auf euch über? Es wäre von psychologischer Bedeutung, das zu ergründen...

den 23. Oktober.

Also schon beim Frühstück zeigt sich's, daß wir belagert sind. Keine Milch und vor allem kein vollsaftiges Obers (so nennen sie hier den Rahm). Jetzt werden's Tausende von Menschen merken, die das ganze Jahr nicht daran denken, wie abhängig wir vom Landleben draußen sind. Ein sonst trockener Geselle bemerkte, der Kaiser und Windischgrätz hätten bemerkt, daß die Wiener Freiheit Zähne habe und darum werde sie jetzt von der Milch entwöhnt.

Es ist eine tägliche Erfahrung, daß eine mißliche Lage die Selbstironie aufreizt, man spottet über sich, über seine Ungeschicktheit oder sein Mißgeschick, das

ist das erste Aufrichten beim Falle. Der Trockene hatte eine besondere Passion für den edeln Kapuziner, wie man hier den braunen Kaffee nennt.

Wir sollen überhaupt nicht mehr wissen, daß es eine Welt draußen giebt, denn seit mehreren Tagen sind wir ohne Briefe und Zeitungen.

Gleich beim Ausgehen wurde uns indeß eine wichtige Nachricht. Oesterreich scheint seinem Zerfalle entgegen zu gehen. Man sagt, daß Tyrol sich reichsunmittelbar erklärt habe, Andere behaupten, es habe die blauweiße Fahne ausgesteckt und sich an Baiern angeschlossen.

Die einen frohlocken, die anderen machen bedenkliche Mienen.

Oesterreich muß zertrümmert werden und zerfallen, das erscheint Vielen als der kürzeste Prozeß zum Sturz der Dynastie und als der einzige zur wirklichen Einverleibung Deutschösterreichs in Deutschland. Aber nur selten sind es eingeborne Oesterreicher, die ich auf diesen Weg hinweisen sehe. Ein unverkennbarer allgemeiner Zug der Volksstimmung harmonirt mit der Forderung staatskundiger Männer, für das Verhältniß

eines Gesammtösterreichs zu Deutschland eine besondere ausnahmsweise Regelung zu finden.

Weil diese schwierig ist, ist sie darum unmöglich?

Im Reichstage erfahren wir, daß ein Ausschreiben des Tyroler Landtagsausschusses den Reichstag zu Wien als unter dem Einfluß der Anarchie und des Terrorismus tagend darstellt, da in Wien die republikanische Partei herrsche und daß dem zufolge der Tyrolische Landtag eröffnet wird. Der Reichstag protestirt gegen diese Maßnahme. Das Gesetz zum Schutze der Abgeordneten, das auf der Tagesordnung stand, wird nach einer Debatte von derselben verwiesen.

Die größte Aufregung herrscht in der Stadt. Viele, die sonst von der Centralgewalt nichts wissen wollten, setzen jetzt die letzte Hoffnung auf die Reichskommissäre. Ich habe Welcker als Mann von hingebendem Edelsinn immer hoch geachtet. Jetzt ist es in seine Hand gegeben, ein großes Werk zu vollbringen, die innersten Sympathien Deutsch-Oesterreichs für das Gesammtdeutschland zu gewinnen. Aber er muß hierher kommen und nicht draußen Lügenberichte sich aufbinden lassen. Wenn jetzt die Centralgewalt

zwischen die gezückten Waffen vermittelnd tritt, hat sie eine überwältigende Macht gewonnen. Dennoch — und das ist das entsetzlich Tragische unsers Schicksals, das durch die lange Trennung über uns gekommen, — dennoch würde der Einmarsch deutscher Reichstruppen, Baiern oder Preußen, eine fast unerklärliche Aufregung überall hervorbringen. So geschieden und gespalten ist das deutsche Vaterland, und Wenige wollen und können zur Klarheit durchdringen; aber die Centralgewalt muß mindestens vor allem Volke mit der ganzen Energie des moralischen Gewichtes auftreten. Zeigt sich Welcker hier und verspricht die Vermittelung, so fliegen alle Herzen Deutschland zu, denn Alles will die friedliche Ausgleichung und nur wenige Tollköpfe wollen den Kampf um jeden Preis. Eine Stadt, in der die Reichsversammlung tagt, die man lobend anerkennt, und doch eingeschlossen und belagert — das ist unerhört.

Wenn die Stadt nicht von Außen entsetzt wird, so sagen alle Einsichtigen, kann sie sich nicht lange halten.

Ich ging Nachmittags hinaus nach der Vorstadt

Roßau, um dort die Wirkungen der ersten Bombe zu sehen, die in die Stadt geworfen worden und einen Theil eines Dachstuhls abgebrannt hat. Ein Legionär ging mit uns und die Leute in der Vorstadt grüßten ihn alle zuvorkommend. In solchem Ansehen steht die akademische Legion. In der Thuryvorstadt, nicht weit von dem Hause das ein Mann Namens Thury nach dem Türkenkriege zuerst wieder erbaut hat, war die Kugel in die Dachfirste eingedrungen. Ueberall standen die Frauen und Kinder vor den Häusern. Obwohl dieser Theil die Wohnstätte der ärmsten Klassen sein soll, sah ich doch nicht jene Abgerissenheit, wie man sie in andern Städten bemerkt. Angst und Schrecken lag auf allen Gesichtern und wie viele mochten sich den Urgrund dieses ganzen Krieges nicht erklären können!

Von den Vorposten her knallten immerwährend einzelne Schüsse. Einsichtige behaupteten, daß das Pulver beispiellos unnütz verpufft werde, aber es ist gar zu verführerisch, wenn man stets die geladene Flinte in der Hand hat, nicht auch einmal loszubrennen, trifft man auch nicht, so erweckt es gewisser-

maßen den Sinn des auf der Lauer Liegenden zu neuer Spannkraft. Der Knall sagt ihm, was er kann und will und er wartet wieder ruhiger. Wir stiegen bei den Vorposten in einem Holzhofe auf eine hohe Bretterlage zu mehreren Obenstehenden, wir konnten einzelne Stellungen und Bewegungen des Feindes genau übersehen, aber kaum hatten wir mit dem Tubus einen Punkt fest ins Auge gefaßt, ging das Feuern von neuem an, zu unsern Füßen wurde es erwiedert, wir waren hier oben gerade recht gute Zielpunkte für die Jenseitigen und wir wollten ihnen und uns die schöne Aussicht nicht lange gewähren. Jetzt krachten Kanonen von jenseits, Pelotonfeuer von hüben und drüben folgten, und als wir in die Vorstadt zurückkehrten, wurde Allarm geschlagen und Sturm geläutet. Aus allen Häusern kamen Bewaffnete, aber sie beeilten sich nicht sonderlich, man war an das Allarmiren gewöhnt, das ging schon seit lange Tag für Tag so. An einer Ecke, wo der Sammelplatz für einen Trupp Nationalgardisten war, sah ich häßliche Streitigkeiten unter denselben. Wenn man mit der Welt draußen in Streitigkeit und

Bitterkeit gerathen ist, geräth man leicht in heftigen Hader mit der nächsten Umgebung, die dasselbe leidend uns zur Seite steht.

In der Stadt war nichts zu bemerken von dem was in der Vorstadt vorging. Alles ging hier ruhig, so weit noch von Ruhe die Rede sein kann, seinem Wege nach.

Durch ein Plakat an den Straßenecken wurden wir erinnert, daß die Studenten in der Aula zu dieser Stunde eine Versammlung zu allgemeiner Besprechung ausgeschrieben hatten. Robert Blum sollte dort reden. Wir gingen hin. Wir trafen Blum mitten in seiner Rede, der Saal war nicht ganz gefüllt und in den Versammelten war nichts von jener momentanen feierlichen Gehobenheit zu bemerken, die ein mächtiges Wort, aus dem Herzen kommend und erschütternd in dasselbe dringend, anzufachen vermag. Man spazierte am Ende des Saales hin und her und war nicht selbstvergessen über sich hinaus getragen, festgebannt an Eine Stelle. Was war jetzt auch noch zu sagen, wo die Flamme der Kampfeslust überall von selbst so hoch auflodert? was vermag da der Hauch eines Wortes, um

sie höher aufsteigen zu machen? Es that mir leid, daß Robert Blum sich mißbrauchen ließ und von Menschen, die mit ihm prunkten, sich dazu hergab, den Wienern zu zeigen, wie er zu reden versteht. Und in dieser Rede war auch gar nichts, in dem der Wiederschein einer augenblicklichen Entflammung sich kund gab. Mit der an Robert Blum bekannten Sicherheit des Ausdruckes, mit seiner ruhigen Herrschaft über langathmige Perioden setzte er die alten Sünden der dynastischen Partei auseinander. Einen Terrorismus, den man gegen die inneren Feinde üben müsse, deutete er nur leise an und ließ es unentschieden, ob die inneren Feinde bloß die Stimmungen im eigenen Herzen oder Personen seien. Vielfache Hochs unterbrachen den Redner bei Kraftausdrücken und geschickten Wendungen. Das gemessene kanzeltönige Aneinanderreihen der Worte, bei denen diese wie die Korallen eines Rosenkranzes abfielen, ließ die Unterbrechungen durch Hochs sich ohne Störung einfügen, es ging dann wieder im ruhigen Laufe weiter. Immer glaubte man gegen das Ende, jetzt und jetzt sei der Schluß, aber immer knüpfte sich wieder Neues an; zuletzt ermahnte er zu muthigem Aus-

karren, er und seine Genossen würden mit ihnen siegen oder fallen.

Ein Student bestieg nach ihm die Tribüne, brachte Blum, der Frankfurter Linken und dem deutschen Vaterlande ein Hoch und somit war die Besprechung zu Ende.

Beim Weggehen drängte sich Alles um Robert Blum, der den Calabreser mit wallender Feder auf dem Haupte und ein Schwert an der Seite hatte. Einige drängten sich an ihn und faßten ihn sogleich hüben und drüben unter'm Arme. Mir schien, als ob Robert Blum doch nicht recht wohl wäre in dieser Umgebung, er ist zu klug und hat eine zu lange politische Bildung, um nicht bald einzusehen: das sind keine Menschen, die ein Volk zu führen, noch weit weniger es zu regieren verstehen.

den 24. Oktober.

Es ist herzzerreißend, Deutschösterreich ist verloren für Deutschland und das hauptsächlich durch die Reichskommissäre. Da ist heute ein Schreiben derselben aus Krems vom **21.** an den Präsidenten des

Reichstags an die Ecken geschlagen. Die Reichskommissäre sagen: „Nachdem wir seither in Linz und auf der Reise hierher durch Mittheilung der Behörden und notabler Einwohner die Lage der Dinge zu Ollmütz und Wien näher erfahren", häten sie sich zum Kaiser begeben und fordern nun auf, bis zu ihrem Erscheinen „jedes Zusammentreffen mit den Waffen" zu vermeiden. Wir wissen es hier Alle nur zu gut, wie draußen die schmählichsten Lügen über Wien verbreitet werden. Hier hätten darum die Reichskommissäre Einsicht der Zustände nehmen müssen, um dem Kaiser, der bis jetzt die Wahrheit nicht hören will und darf, diese darzulegen. Und ist es denn in die Hand der Wiener gegeben, das „Zusammentreffen mit den Waffen" zu vermeiden?

Es thut mir tief wehe um Welcker, daß auch er sich unfähig zeigt, die Neugestaltung des Vaterlands mit zu leiten, daß auch er zu denen gehört, die durch den grausen Lärm der Ultra-Radikalen sich von ihrem Prinzip verdrängen ließen, daß auch er nun die Anschauung der Volkszustände in den Kanzleien einholt, während gerade in Oesterreich bei dem Mangel an

fähigen Köpfen es noch nicht möglich war, die Aemter mit solchen Personen auszufüllen, die ein ungetrübtes Verständniß für die jetzige Sachlage haben. Wie viele Männer, die ehedem so tapfer zum Volke standen, ließen sich durch den wirren Lärm einzelner Ultra's kopfscheu machen und sehen jetzt die Zustände des Vaterlandes nicht mehr unbefangen mit eigenen Augen, sondern vom Ministerstuhle herab aus offiziösen Berichten. Sie sind verloren für die neue Zeit.

Ich muß mich jetzt den Spottreden gegenüber schämen, so offen meine Zuversicht auf Welcker ausgesprochen zu haben.

Während die Schatten der Reichskommissäre an den Eckwänden erscheinen, tritt Windischgrätz mit seiner ganzen Brutalität heraus; er verlangt nicht nur allgemeine Entwaffnung, sondern auch die Auslieferung von zwölf Studenten als Geißeln und sein dritter unschuldiger Paragraph lautet: „mehre von mir noch zu bestimmende Individuen sind auszuliefern."

Es ist offenbar, man will Wien mit teuflischem Raffinement zu einem Verzweiflungskampfe zwingen, denn wer kann die Geißeln ausliefern? und dann die „noch

mehreren von mir zu bestimmenden Individuen"? Sind diese Bedingungen nicht ein Hohn ohne Gleichen in der Geschichte der civilisirten Welt? Dies war auch die Stimmung in der Abendsitzung des Reichstages, in welcher Schuselka das Verfahren des Windischgrätz mit eben so viel Wärme als erhabener Ruhe beleuchtete. Es war die Empörung der Humanität gegen einen kaum für möglich zu haltenden Kannibalismus. Es ward daher beschlossen: „Da Feldmarschall Fürst Windischgrätz, im offenen Widerspruch mit dem Manifest vom 19. und in offener Nichtachtung des Reichstagsbeschlusses vom 22. d. M. Maßregeln verfügt, welche nicht nur die constitutionellen, sondern auch alle Menschen- und Bürgerrechte aufheben, erklärt der Reichstag dieselben nicht nur für ungesetzlich, sondern ebenso gegen die Rechte des Volkes als gegen den constitutionellen Thron für feindlich."

Die Aufregung in der Stadt ist bis zum höchsten Gipfel gestiegen. Siegesmuth erfüllt Alle. Die Waffen sind durch das Gesetz geweiht.

Es kommen leider auch Erzesse in den Vorstädten

vor, einzelne Bewaffnete machen Erpressungen, das Standrecht ist gegen dieselben verkündet.

Das Wasser ist abgeschnitten, die Brunnen auf den öffentlichen Plätzen sind trocken.

Es heißt wiederum, daß ein Kampf zwischen den Ungarn und Kroaten stattgefunden habe. Wer will noch daran glauben? Anderseits heißt es, die Ungarn seien durch eine russische Note, wonach man ihr Land beim Ausmarsche zu besetzen droht, innerhalb ihrer Grenzen zurückgehalten; das Abenteuerlichste wird ausgesprengt, aber auch nicht geglaubt. Man stellt sich jetzt hier auf die eigene Kraft und hofft nicht mehr auf die Ungarn.

den 25. Oktober.

Man sagt heute, Windischgrätz sei nach Ollmütz berufen. Noch glimmt ein Hoffnungsschimmer auf friedliche Ausgleichung.

Man hört indeß auf den Linien immer feuern.

Windischgrätz verkündet, wer die Waffen gegen ihn führte, der wird standrechtlich behandelt und heute erläßt Messenhauser den Tagesbefehl, wonach „jeder

Eingeborene bei Vermeidung standrechtlicher Behandlung die Waffen zum Schutze der Stadt zu tragen verpflichtet ist." Das sind glänzende Doppelaussichten. Indeß wird es mindestens in der Stadt nicht so genau genommen.

Wenn es zur entscheidenden Schlacht kommen sollte, so ist Wien nur durch Entsatz von außen zu retten. Der Abgeordnete Hans Kudlich, der den Antrag auf Aufhebung der Robot stellte, erhielt vor wenigen Wochen einen glänzenden Fackelzug, wobei die Bauern Reden voll Dank und Aufopferungslust hielten. Da war Gut und Blut bereit. Jetzt soll Kudlich draußen sein, um den Landsturm aufzubieten, aber da und dort sollen ihn die Bauern gefangen gehalten haben und er soll von manchen Orten nur mit Gefahr seines Lebens entkommen sein. Freilich läßt man draußen auch Manifeste verbreiten, wonach der Kaiser allein den Bauern die Robot geschenkt habe.

Die Erlasse des Kaisers mit dem großen WIR am Anfange werden hier als Abkürzungen gedeutet. WIR heißt: Windischgrätz, Jellachich, Radetzky.

Bemerkenswerth ist, daß man auf Basteien und

Vorposten keine eigentlich prinzipielle Bezeichnung für den gegenüberstehenden Feind hat, man sagt in der Regel nur: das Militär, nur Wenige sagen: die Kaiserlichen. Die Sache, um die man kämpft, ist mehr zurückgetreten und nicht leicht in ein Wort zu fassen, der Kampf an sich ist eine Nothwendigkeit und Alles ist wie ein großes Duell, das man aufgenommen und nun mit Ehren durchfechten muß.

den 26. Oktober.

Es wurde schon so oft gesagt, daß Truppen übergegangen seien und Viele glaubten das, so daß heute viele Soldaten mit weißen Fahnen sich unter dem Schein der Verbrüderung der Leopoldstadt näherten und dann ein mörderisches Feuer eröffneten. Das ist eine edle Kriegführung. Die Taborlinie, Prater und Augarten sind vom Militär besetzt. Die Leopoldstadt soll nicht mehr zu halten sein.

Rings um Wien steht Alles in Flammen.

Im Reichstage sprach es Schuselka aus, daß der Brand rings um Wien lauter spräche als Alles, er müsse auch diejenigen erhellen, die bis jetzt nicht sahen und nicht sehen wollten, was man thue.

den 27. Oktober.

Die Thatsachen drängen und stürmen, die Hand hat kaum so viel Ruhe, um einige flüchtige Notizen in die Schreibtafel zu zeichnen. Jeder ist in solchen Tagen nur ein Tropfen im stürmenden Meer. Ich kann nicht sagen, wo ich den ganzen Tag war. Mit der übergehängten Büchse, ein Dutzend Patronen und Zünder in der Tasche, trieb's mich umher. Als ich in der Dämmerstunde über den Platz an der Freiung ging, hörte ich Orgelklang in der Schottenkirche. Ich ging hinein. Die Mette war eben zu Ende, die Lichter am Altare wurden ausgelöscht und nur das ewige Lämpchen brannte fort, aber die Versammelten verließen die Kirche nicht. Eine Frau, die vor einem Seitenaltare lag, stimmte ein Lied an von rührend ergreifender Melodie und alle Andern blieben auf ihren Knieen liegen und sangen weiter ohne Orgelklang. In solchen Stunden fällt all das dogmatische Außenwerk des Kirchenthums ab und der rein menschliche, der ewig lautere Gehalt, der überall nur verschüttet und verdeckt ist, tritt strahlend heraus. Löscht nur die Kerzen ringsum aus die

all die Zuthaten bescheinen, das ewige Lämpchen brennt still fort.

Morgen soll die entscheidende Schlacht sein und hier sammeln sich nun die Geister in sich; die Einen nennen das Vertiefung in das innerste Heiligthum, die Andern nennen es Erhebung zu einer Heiligkeit, die über uns steht — die Wirkung ist dieselbe.

Es hat etwas Ergreifendes, daß mitten in dem Wogen und Branden noch eine stille Stätte bewahrt bleibt, darin das Herz seine Ruhe findet. Da ist draußen Alles auf Rollen gesetzt, nichts bleibt mehr fest, hier aber behält Jegliches seine Ruhe wie der eingewurzelte Baum im Erdengrund. Es gehört ein starkes Herz, ein Wesen das den ganzen Schwerpunkt in sich gefunden, dazu, um in solchen Zeiten in der eigenen Behausung oder draußen irgendwo stille stehend, die ganze Kraft in Ruhe in sich zu sammeln. Darum werden zu allen Zeiten für Gemüther, die nicht den Schwerpunkt in sich gefunden und sich deshalb nach Außen anlehnen müssen, feststehende Formen sich darbieten, unter denen das erschütterte Einzelbewußtsein sich deckt; hier diese aufgethürmten

Kirchenbauten als sichtbare Zufluchtsstätten; darum werden diese zu allen Zeiten und besonders in solchen ihre heilende und stützende Kraft darthun. . .

Ich begegnete später einem Reichstags-Deputirten, wir wollten mit einander nach der Rothen-Thurmbastei um dort die Feuer zu betrachten, deren Schein den Horizont rings herum umzog.

Auf dem Graben geriethen wir auf einen großen Trupp Menschen. Zwei bekannte Volksführer gingen mit Bewaffneten voran. Sie preßten Jeden, der unbewaffnet auf der Straße ging zum Freiwilligen. Wir beiden waren den Anführern bekannt, wir durften frei passiren und hatten sogar das Glück, einen barhäuptigen Kellner aus unserer Bekanntschaft, der zitternd auf uns zustürmte und um unsere Fürsprache bat, mit wenigen Worten aus der Reihe der Freiwilligen zu erlösen.

Der Anblick der hoch auflodernden Gebäude rings um den großen Theil der Stadt, so weit ich diese von der Bastei aus übersehen konnte, war entsetzlich.

Noch spät am Abend lernte ich Messenhauser kennen. Sein Gesicht mit dem kleinen schwarzen

Barte und den dunkeln Augen ist von nicht bedeutendem Ausdruck. Sein Behaben und seine Redeweise bekundet anspruchlose Gutmüthigkeit. Es ist in ihm wieder jene seltsame Getheiltheit, die man leider so oft findet; einfach und schmucklos im gewöhnlichen Leben, wird er schwulstig und mit allerlei Phrasenflitter ausstaffirt, sobald er die Feder in die Hand nimmt. Seine Plakate sind unausstehlich bombastisch. Bei Messenhauser mag dieses Doppelwesen oder diese Theilung in eine natürliche und in eine Kunstnatur noch persönlich darin die Erklärung finden, daß er früher als österreichischer Offizier das geistige Leben und seine Ausdrucksweise als jenseitigen Gegensatz zu seinem Berufe sich erhalten und gestalten mußte.

Er erklärte mehreren Deputirten in vertraulicher Weise die ganze Vertheidigung von Wien mit allen vorbereiteten Operationen. Er legte dabei einen Plan der Stadt Wien auf den Tisch, schien aber darin doch nicht recht zu Haus, denn ein kriegskundiger polnischer Deputirter korrigirte ihn mehrmals und sagte, das was er meine, sei hier und hier u. s. w.

Ohne die geringste Verletzlichkeit nahm das Messenhauser hin. — Aus seinem ganzen Thun ging mir hervor, daß dies kein Mann war, der den Beruf hatte, an der Spitze einer großen Bewegung zu stehen oder gar in der friedlichen Organisation des Staates eine Rolle zu spielen. Die Bestimmtheit, die in sich ruhende Selbstgewißheit, die auch oft auf die Umgebung einen imponirenden Einfluß übt, geht ihm gänzlich ab. Er ist ein schwärmerischer Demokrat, aber das ist noch lange nicht genug, um eine Stellung außer der gewöhnlichen Reihe zu haben. Freilich war er an diesem Abende ermattet; aber auch in dem Ermüdeten, ja selbst in dem Ruhenden erkennt man die Macht der in ihm liegenden Bewegung, zumal wenn diese eine bedeutsame ist.

Der kriegskundige polnische Deputirte ermahnte Messenhauser noch, seine Leute diese Nacht heimgehen und ruhen zu lassen, um sie nicht unnöthiger Weise auf den Basteien abzumatten. Er versprachs.

Um Mitternacht verhandelte noch der Gemeinderath mit dem permanenten Ausschusse des Reichstages, um Mittel und Wege zu finden, daß Windischgrätz seine

Bedingungen so stelle, daß der Stadt eine Möglichkeit gegeben sei, auf dieselben einzugehen. Windischgrätz hatte sich nun doch herbeigelassen, außer den Geißeln die Namen derjenigen zu bezeichnen, die er ausgeliefert haben wollte.

Ich hörte noch spät aus der sichersten Quelle, daß trotz der ausgesprengten unbezwinglichen Macht der Stadt, diese doch nur einen ersten Angriff ein oder längstens zwei Tage aushalten kann, dann muß sie sich ergeben.

Wie gräßlich, wenn die da draußen wüßten, daß sie einem sieglosen Kampfe entgegen gehen! Und dennoch sagt uns ein Plakat, mit Fenneberg unterzeichnet, daß wer entmuthigende Reden führt, standrechtlich behandelt wird. Freilich, die Stadt kann die Windischgrätzschen Bedingungen nicht erfüllen, sie muß sich erobern lassen.

den 28. Oktober.

Das ist also der entscheidende Schlachttag. Man hört schon früh fernen Kanonendonner, durch die Straße wirbelt die Allarmtrommel, vom Stephan

ertönt die Sturmglocke, nnd wenn der Generalmarsch sich weiter zieht, schallen rasche Pferdetritte dahin.

Das Haus, in dem ich wohne, hat ein Vordergebäude nach der belebtesten Straße, mein Zimmer geht nach einer kleinen Seitengasse. Ich kann die peinliche Unruhe, die mich erfüllte, nicht beschreiben. Jetzt still hier zu sitzen, während draußen Tausende um Leben und Tod mit einander ringen...

Der polnische Reichstagsdeputirte, der neben mir wohnte, kam herüber, er konnte auch nicht allein sein in solcher Aufregung. Man spricht mit einander, die Stimme schallt, aber man hört sich nicht. Was ließe sich auch jetzt sagen, das die Seele erfassen könnte? Auch unsere Hauswirthin kam, sie hatte Besuch erhalten, eine jüngere Schwester war mit ihrem kleinen Kinde aus der Vorstadt hereingezogen und ihr Mann stand als Nationalgardist eben draußen im Kampfe. Es war plötzlich eine Annäherung aller Hausbewohner eingetreten, von oben, von unten, während man sich sonst nicht grüßte; man besprach sich auf Treppe und Flur, aber es gab nichts mitzutheilen als allgemeine Bangigkeit. Da war ein Bruder, da ein Sohn, dort

ein Vater draußen unter den Waffen. Ich gestehe, daß ich mich vor mir selber schämte, es nicht zu sein. Ich habe nicht nöthig, hier meine persönlichen Verhältnisse und deren Berücksichtigung darzulegen, auch fragte sich nicht mehr, um was gekämpft wird, es war ein allgemeines Ringen, in dem keine Kraft und sei sie auch noch so ungeübt, ruhen soll. Ich hatte mich bereit erklärt, für den innern Dienst in der Stadt meine Kraft zu verwenden.

Alle Hausbewohner waren zusammengelaufen wie bei einem plötzlichen Brande und man trennte sich jetzt wieder, weil man sah, daß man nicht löschen konnte. — Die Dienstmädchen rannten nach dem Hofthor, um ihre Neugierde zu befriedigen und Bericht zu erstatten.

Freunde von bekannten literarischen Namen, die theils in einem andern Flügel des Hauses wohnten, theils aus ihrer Wohnung in der Vorstadt sich hieher begeben hatten, kamen später zu mir. Jene gräßliche Stimmung war allgemein, in der das gepeinigte Herz eine Krisis anschaut, die das Leiden nun doch enden soll.

Auf 12 Uhr war eine Reichstagssitzung anberaumt. Wir nahmen unsere Waffen und gingen hin. Ein sonst nicht zu erzürnender Freund zankte heftig mit einem andern, der auf diesem Wege seine Zigarre weiter rauchte. Erst nach dem Wegwerfen derselben hörte er auf über diese Herzlosigkeit zu schmähen.

Auf den Straßen lag der hellste goldne Sonnenschein, aber alle Laden ringsum waren geschlossen und kaum zeigte sich hier und dort eine scheue Gestalt und verschwand schnell wieder in einem Hause oder in einer Seitenstraße. Es war in der Stadt wie in einer stillen hellen Mondnacht, da Alles schläft und der sanfte Glanz vom Himmel sich ungestört über Häuser und Straßen breitet. Die Menschen schliefen aber nicht, ihr Herz pochte krampfhaft hinter den Mauern.

Die Reichstagssitzung war vertagt, der Saal war geschlossen. Wir kehrten wieder um. Eine wohlgekleidete Frau, die uns begegnete, trat mit den Worten auf uns zu: um Gotteswillen, meine Herren, wie wird es denn werden? — Was konnte man ihr sagen als: das entscheidet sich jetzt. Wir kehrten nach meiner Wohnung zurück und die Stunden, die wir jetzt hier

verbrachten, gehören zu den peinlichsten dieser ganzen Zeit.

Nichts ist kläglicher und schmerzvoller als in solchen Tagen und Stunden zur Stellung eines aufgeregten Zuschauers verdammt zu sein. In diesen beiden Worten liegt das ganze Prickelnde der kochenden Unruhe einer- und der gezügelten Zurückhaltung andererseits. Die da draußen auf den Schanzen und Barrikaden liegen und lauernd mit der Büchse handiren, sie sind glücklich! Mit jedem Knall der Büchse, mit jeder Kugel, die dahinsaust, befreit sich ihr Herz von einem Stück Leidenschaft und selbst dieses Leben voll Todesnähe wird zur Lust. Es ist die Anspannung der ganzen Daseinskraft, die ein gewisses wohliges Gefühl in sich schließt, aber jetzt stille sitzen zu müssen, das ist höchste unnennbare Qual.

Wer das Leben, seine Bedeutung und seine Nichtigkeit, wer das Absterben der Daseinsfreude kennen gelernt, dem könnte ein rascher Soldatentod nur erwünscht sein. Aber wo ist hier eine Fahne, nach der man sterbend aufschauen kann?

Die Stellung eines aufgeregten Zuschauers ist

nicht nur in dieser Stunde, sondern in unserer ganzen Zeit die mißlichste. Wir sind in einen Strudel gerathen, daß nur noch der Schrei der Leidenschaft gehört wird; wer nicht aus der Leidenschaft und zu derselben spricht, wird kaum vernommen und seine Worte verhallen wirkungslos. Wer Muth und Besonnenheit zu vereinigen trachtet, der kommt in jene Doppelstellung, daß er einerseits mit einzugreifen trachtet in die rollende Bewegung und anderseits sich wieder zurückziehen muß, weil er sieht, daß die dämonische Macht der Leidenschaft allein wirkt.

Vielleicht kommt jetzt die Zeit, die uns aus dieser Stellung erlöst.

Abends besuchte ich einen jungen Arzt, der in der Rothen-Thurmbastei in der kasemattirten Schmiedewerkstätte ein Feldspital hatte. Die gegenüberliegende Leopoldstadt war ganz in den Händen der Feinde.

Ich war droben auf der Bastei. Sobald sich jenseits einzelne oder mehrere Bewaffnete blicken ließen, knatterte ein allgemeines Gewehrfeuer von der Bastei, das von drüben nur mit einzelnen Schüssen erwiedert

wurde. Als ich dann wieder in das Spital ging, kamen jedesmal so oft droben das Gewehrfeuer knatterte, mehrere Nationalgardisten zu uns in die Kasematte geflüchtet. Die Wachhabenden behielten ohnedem ihren Posten und ließen sich seit lange nicht ablösen. Die droben aber waren zum heftigsten Kampfe bis auf den letzten Mann entschlossen.

Grausenvoll war wiederum der Anblick des Brandes, der rings um die Stadt loderte, der ganze Himmel war flammenroth.

Die Landstraße und die Leopoldstadt sind von den Truppen besetzt. In der Stadt wimmelt es von Geflüchteten aus den Vorstädten.

den 29. Oktober.

Der vierte Sonntag.

In der ganzen Stadt ist es wie das Ausruhen eines Ermüdeten, der sich zum Verschnaufen niedersetzt, aber von peinlicher Ungeduld getrieben nicht auf der Stelle bleiben kann. Es ist Waffenstillstand. Man sagt, der Gemeinderath und das Oberkommando hätten die Uebergabe beschlossen und da man die Be-

dingungen nicht erfüllen kann, Windischgrätz ersucht, selber in die Stadt einzurücken und seine Bedingungen auszuführen. Aber schon daß man dies sagt und nicht gewiß weiß, zeigt, welche heillose Verwirrung herrscht.

Gegen Abend wurde eine Versammlung von Vertrauensmännern aus allen Compagnien zusammenberufen, um über die Annahme der Bedingungen zu berathen. Es wurde beschlossen, sofort alle Feindseligkeiten einzustellen. Die Nachricht hievon brachte gewaltige Aufregung in allen Gruppen auf der Straße hervor. Einzelne suchten dazu zu bewegen, daß man die Waffen nicht hergebe, Andere beschwichtigten. Ich ging mit einem Freunde und wir hörten in einem Trupp einen Mann sagen: „man übergiebt die Stadt aus Mangel an Munition.“ „Nein, aus Ueberfluß an Verrath!“ schrie ein Anderer.

Die Fäulniß, die eine niedergeworfene Leidenschaft so leicht anfrißt, zeigte schon jetzt ihre ersten fleckigen Spuren. Namen, die man sonst nur mit höchster Verehrung nannte, wurden jetzt als verächtliche Verräther ausgerufen. „Demaskire dich, demaskire dich,“

riefen Gardisten und Legionäre einander zu und dieses Wort klang wie ein verzweifelter Hohn.

Ein Bürgersmann, der von der beschlossenen Uebergabe hörte, schnallte ruhig den Tragriemen von seinem Gewehre los, steckte ihn ein und sagte: „Ich habe ihn gekauft, er kostet mich dreißig Kreuzer Münze, den sollen die Kaiserlichen nicht bekommen, wenn ich mein Gewehr abliefern muß.“

Ein großer Theil der Bürger schien sich ruhig in das unabwendbare Schicksal fügen zu wollen, aber die Proletarier und die übergegangenen Soldaten schienen streitmuthig sich nicht daran zu kehren. Sie zogen in großen Trupps umher, besetzten die Basteien und trafen alle Vorkehrungen zur Weiterführung des Kampfes.

Es ist ein unverzeihlicher Mißgriff, daß man die beschlossene Uebergabe bei Nacht kund werden ließ. Welche Gräuel können in solcher Nacht geschehen, wo widerspenstige zum Aeußersten entschlossene bewaffnete Haufen sich vorfinden? Wer kann abwehren, daß nicht das Gräßlichste geschieht? Ein Morden und Brennen ins Blinde hinein?

Ich ging mit mehreren Freunden noch spät in der

Nacht über die Straße. Es war so ruhig wie im tiefsten Frieden. Dieses Volk setzt sich die Krone des höchsten Ruhmes auf, es wäre besserer Führer würdig gewesen. Mitten im Aufruhr, fast ganz sich selbst überlassen, will es nichts von Zerstörung des eingefriedeten Daseins. Heilig ist das Eigenthum! schrieb es vielfach mit eigener Hand an die geschlossenen Kaufladen und ich höre von einem, der es selbst mit angesehen, daß ganz abgerissene zerlumpte Menschen Silberzeug an den Gemeinderath ablieferten, das sie aus unbewohnten Häusern in Vorstädten mitnahmen, um es vor den eindringenden Kroaten zu retten.

Edles Volk von Wien! Der Tag deiner Herrlichkeit und Größe wird anbrechen, wenn du auch jetzt zwischen Säbeln und Bajonnetten eingekerkert wirst.

den 30. Oktober.

Die Uebergabe ist beschlossen. Das Plakat des Oberkommandanten, das dies an den Ecken verkündet, wird indeß von Bewaffneten abgerissen und ich sehe nur noch Stücke davon. Was soll aus diesem Zustande werden?

Schon begegnen uns Bekannte, die sich selbst zu erkennen geben müssen, denn sie sind durch Abnahme des Bartes und des Haupthaars sowie durch veränderte Kleidung ganz unkenntlich.

Mittag erscholl nochmals die Allarmtrommel. Was giebt's? Die Ungarn sind da. Eben jetzt ist die Schlacht. Niemand will's glauben. Und doch wer kann jetzt noch täuschen wollen? Alles greift wieder zu den Waffen.

Ein lange gehegtes sehnliches Verlangen wurde mir jetzt endlich erfüllt. Ich erhielt durch eine Reichstagsdeputirten die Erlaubniß den Stephansthurm mit ihm zu besteigen. Droben trafen wir große Aufregung. Bei der Glockenstube neben der Wohnung des Thürmers waren an vier verschiedenen Seiten Tubusse aufgestellt. Ein Observirender nach dem andern verkündete laut, was er sah und dieses wurde drinnen in dem Stübchen aufgeschrieben. Wir konnten noch ziemlich deutlich das Ende der Schlacht sehen; sie war in der Gegend von Inzersdorf. Ich sah die „Kaiserlichen" deutlich die Kanonen laden, die Plänkler in den Graben liegen, die Reiterei aufgestellt und

mitunter einen Verwundeten herbeischleppen. Messenhauser hatte bereits die Nachrichten in die Stadt hinabgeschickt und durch kleine Zettel verbreiten lassen, daß man eine Schlacht bemerke, über die sich noch nichts Bestimmtes sagen ließe, daß man aber auf Alles gefaßt sein soll. Die Schlacht zog sich weiter weg, auch dies wurde hinab verkündet. Drunten in der Stadt wirbelten die Trommeln fortwährend, wir gingen weiter hinauf zu Messenhauser, der auf dem hölzernen Balkon, nahe der höchsten Spitze, seine Beobachtungen machte. Eine Leiter hinauf und wieder eine hinab stieg man hinaus auf den Balkon. Messenhauser sah sehr abgemattet aus, er schraubte mehrmals sein Teleskop auseinander und wieder zusammen. „Die tragische Parole unserer Tage, das „zu spät" scheint sich auch bei den Ungarn zu wiederholen" wurde gesagt. Messenhauser nickte ohne zu antworten.

Er war in eine sehr mißliche Lage gerathen. Drunten schilt man ihn feig und Verräther und von der letzten enthusiastischen Hoffnung bewegt, ließ er sich dazu verleiten, nach geschlossener Capitulation Nachrichten über die Truppenbewegungen draußen durch

den Druck zu verbreiten und wenn auch nicht als Befehl, doch ziemlich deutlich zum feindlichen Ansichhalten der Waffen aufzufordern. Fast unabläſſig kamen drängende Anmahnungen durch hitzige Boten aus der Stadt herauf. Man wollte die Leopoldstadt angreifen, er sollte Befehl dazu ertheilen; er that's nicht und ließ doch die Streitlust gewähren. Freilich hatte er augenblicklich seinen Kopf verwirkt, wenn er sich energisch dagegenstellte. Die schwankende Halbheit mit all ihrem Fluche senkte sich mit den Nebeln herab, die sich jetzt über die Gegend lagerten. Schon einmal war vom Studentenkomitee, das sich aufgelöst hatte und beim Heranrücken der Ungarn wieder zusammengetreten war, eine Aufforderung an Messenhauser ergangen, des Inhalts, er habe bei seiner Energielosigkeit u. s. w. das Vertrauen verloren und möge augenblicklich deßhalb seinen Oberbefehl niederlegen. Messenhauser nahm das Schreiben, das ihm ein hoch erglühender Student überbrachte, las es zweimal, nickte dabei, legte das Schreiben wieder ruhig in seine Falten, übergab es mir mit den Worten: „was sagen Sie dazu?"

„Sie antworten,“ sagte ich, „daß Sie Ihr Oberkommando nur in die Hände derer niederlegen, die es Ihnen übergeben haben. Sie sind vom Generalstabe gewählt und nicht vom Studentenkomitee.“

Er bat mich um mein Bleistift und schrieb seine Antwort.

Wie das nun so geht, in den Pausen und da sich bei dem eintretenden Nebel wenig mehr beobachten ließ, sprachen wir vom Handwerk. Auf die Bemerkung, daß es eine starke poetiche Licenz sei, wenn man in den Dramen so unmittelbar vom Thurme herab durch einen Herold den Gang der Schlacht verkünden lasse, da hier vom Stephan keine Stimme hinabdringe, sprach Messenhauser viel von dramatischen Plänen u. s. w. die er habe. Auch über Gustav Freytag sprach er viel und er konnte diese souveräne Natur nicht recht begreifen, die mit einer gewissen oberherrlichen Freiheit die wandelnden Gebilde des Tages keck spielen läßt. Schwarz-gelb und Schwarz-weiß waren für Messenhauser geläufige Kategorien.

Als die Dämmerung eintrat, kamen abermals Abgesandte auf den Thurm. Doktor Becher und

Löbenstein waren mit darunter. Sie verlangten unbedingt und augenblicklich die Abdankung Messenhausers, Fenneberg solle an seine Stelle treten. Ich sprach eifrig gegen dieses Verfahren und hatte deßhalb eine heftige Debatte mit Becher. Ein Nationalgardist der auch herauf gekommen war, nahm mich bei Seite und sagte leise: „Sie reden sich um Ihren Kopf. Fenneberg ist bereits Kommandant. Messenhauser mag nun noch machen, was er will.“

Messenhauser ging nun mit den Abgesandten hinab, er behielt seine Mütze auf und ließ seinen Tschako mit dem weißen Federbusche auf der Bank liegen. Ein unwillkürliches Schaudern überkam mich als ich so im Dunkel und Nebel den Tschako auf der Bank stehen sah. Was geht jetzt mit dem Kopfe vor, den er bedeckte, wenn sich Messenhauser beharrlich weigert?

Wir warteten ab bis die Nacht völlig eingebrochen war, dann bemerkten wir in weiter Entfernung den Widerschein dreier großer Lagerfeuer am Horizonte. Der Direktor des Observationskorps, ein tüchtiger Optiker und dabei kriegserfahren, behauptete, daß

jedenfalls die Ungarn zurückgedrängt wären, andere Sanguinische wollten geltend machen, daß das dritte Wachtfeuer gewiß von dem aufgebotenen Landsturme sei, der zu Hülfe eile.

Wir gingen hinab in die Thürmerstube. Auch in der Observationsmannschaft herrschte ein kleiner Hader, der sich besonders gegen einen verschlossenen jungen Mann kehrte, der sich immer an Messenhauser herangedrängt hatte und jetzt dessen Tschako in der Hand trug, um ihm solchen zu bringen.

Hier hatten wir ein kleines Abbild davon, wie unmittelbar nach der Niederlage eine verhaltene Zwietracht sich unter den Genossen aufthut. Der Aerger gegen das große Ganze, den man nirgends anzubringen weiß, macht sich zunächst im Kleinen zum handfaßlichen.

Als wir eben im Begriffe waren herabzusteigen, kam ein Befehl an: es sind in gehörigen Pausen innerhalb einer Viertelstunde 6 Signalraketen von der Spitze des Stephansthurmes loszubrennen, unterschrieben: Fenneberg Interimskommandant.

Also war's geschehen.

Die Raketen rauschten auf und das Volk unten jauchzte und jubelte bei diesen hellen Feuerzeichen. Der Jubel drang laut zu uns herauf, die wir noch die dunkle Wendeltreppe hinabstiegen.

Wir gingen nach der Universität. Auf dem Hofe der Aula sah es wild aus. Haufenweise lagen hier die Waffen, die aus den Vorstädten und von den Bürgern der Stadt hierher gebracht waren. Ein großer Trupp Frauenzimmer hatte sich bewaffnet und eine die à l'enfant frisirt war, hob den rechten Arm immer hoch empor, blickte nach den Sternen und perorirte ganz gewaltig über die Feiglinge von Männern, die sich jetzt werden von den Frauen beschämen lassen müssen. Der Amazonentrupp ordnete sich und zog nach der Stadt. Es war eine häßliche Farce.

Gefährlicher war ein Trupp Männer, der sich jetzt mit dem Rufe zusammenschaarte: „Wir ziehen in der Stadt herum und wo wir einen Schwarzgelben treffen schießen wir ihn nieder!"

Ich stand oben auf der steinernen Vortreppe und, versuchte einige Worte an die Aufgeregten zu richten.

Viele machten Lärm und wollten nichts hören, da rief einer mit gewaltiger Stimme: „Still, es ist ein Student, er soll reden!“ Ich erklärte ihnen nun, daß es ja unmöglich sei, die Schwarzgelben herauszufinden; sie würden nur Unschuldige ermorden.

Ein herzugekommener Steyrer half mir die Leute beruhigen, und einer aus der Reihe rief: „Jetzt kein Wort mehr, wir wissen was wir thun. Wir ziehen nach der Burg, verbrennen den Thron und sägen dem Kaiser Franz den Hals ab.“ Schnell geordnet zogen sie davon.

Ich ging hinauf nach dem Komitee. Auf der Treppe sagte mir ein Unbekannter, daß die Ungarn die Raketensignale erwidert hätten. Wir wußten das besser, daß solches nicht geschehen war.

Aber droben trafen wir die Nachricht schon verbreitet und fanden mit unserem Widerspruche kein Gehör mehr. Man wollte gern Alles gelten lassen, was zur Ermuthigung beitrug.

Das Ober-Kommando war nun nicht mehr in der Stallburg, sondern hier auf der Universität. Ich traf hier auch Becher und Robert Blum. Dieser

letztere schien meine Mittheilungen über den wirklichen Sachverhalt mit den Ungarn nicht recht zu glauben. Er war in sehr aufgeregter Stimmung.

Viele Führer kamen an und betheuerten, daß sie mit ihrer gesammten Mannschaft nichts von Waffenstrecken wissen wollen. Sie wollten sich im äußersten Falle durchschlagen nach Ungarn.

Wir gingen in Begleitung eines Mitglieds aus dem Studentenkomitee nach einem Bierhause, denn wir waren Alle ausgehungert. Unterwegs sprachen wir noch am Stephansplatze auf der Wachtstube der Mobilgarde ein. Die Mobilgarde war hier auf dem Platze aufgestellt und auf das Gewehr gelehnt sang jeder lustig vor sich hin, hunderterlei Lieder, Jodler und dergleichen.

In der ganzen October-Bewegung war kein gemeinsames Lied aufgekommen, das in festen Worten die Stimmung der Gesammtheit in diesen Tagen ausprägte. Es ist dies nicht ohne Bedeutung. Sonderbarer Weise oder auch mit der akademischen Legion zusammenhängend ist das Fuchslied: „was kommt dort von der Höh" mit willkürlich wandelbarem unterge-

legtem Texte hier ein allgemeines Volkslied geworden, aber hauptsächlich nur die Melodie, keine bestimmten Worte. —

In der Wachtstube sagte eben ein junger Mann dem Kommandoführer etwas ins Ohr, worauf dieser laut sagte: „Wenn ich dich nicht ganz genau kennte, ließ ich dich als Verräther verhaften.“ Es scheint, daß alle Darlegung der wirklichen Thatsachen jetzt als Verrath gilt.

In dem Bierhause gerieth unser Komiteemitglied in heftigen Zank mit zwei Gemeinderäthen. Der Gemeinderath hatte nemlich dem abgeordneten Studenten, der im Namen des Komitees die Ernennung Fennebergs und die Abdankung Messenhausers verlangte, barsch geantwortet, daß man das nicht thue: die Studenten hätten nichts mehr zu befehlen, sie sollten in die Schule gehen und etwas lernen.

Das war eine derbe Lektion und so zeigte sichs nun, daß in der Auflösung auch sonst friedlich zusammen gehende Behörden hart an einander geriethen.

Wahrhaft herzerschütternd war's als noch spät mehrere Studenten kamen, lebensfrische muthige Ge-

stalten und der schwerste Kummer lastete auf ihnen und sprach aus ihrem Antlitze wie aus ihren Worten, indem sie tief beklagten, nicht da oder dort bei einer Barrikade gefallen zu sein, der Tod, der Tod war das einzige was sie sich wünschten. Ein schöner junger Mann starrte mit auf der Brust gekreuzten Armen immer vor sich hin und saß unbewegt auf seinem Stuhle, nur bisweilen murmelte er vor sich hin: Alles ist verloren, Alles...

Wie Herrliches und Heiliges war hier im ganzen Volke rege und wie schmählich ist es von den Führern geopfert worden!

Auch diese Nacht noch kann uns Schreckliches bringen, die Auflösung ist allgemein.

den 31. Oktober.

Die Nacht ist ruhig vorüber. Erst gegen Mittag, wenn die Nebel ganz gefallen, läßt sich etwas Bestimmtes über die Lage der Ungarn erkunden. Es wird wieder Allarm getrommelt und Sturm geläutet.

Ein Plakat von Messenhauser und Fenneberg unterschrieben fordert auf, die Waffen zu strecken, da

die Ungarn geschlagen sind. Wer ließ Sturm läuten und allarmiren?

Ich ging auf den Stephansthurm. Das Observationskorps war ohne Leitung, schon das zeigte den Stand der Sache. Es ließ sich wenig beobachten. Der Nebel und dann ein Sturmwind, der hohe Staubwolken aufwirbelte, verhinderte solches. Endlich sah man große Truppenmassen, die man noch nicht unterscheiden konnte, gegen die Stadt heranrücken. Der Zettel worauf man solche Nachricht schrieb, wurde in eine runde Kapsel gelegt und diese durch eine blecherne Röhre hinabgelassen. Man zog dabei einen Schellenzug an um der Wachmannschaft im Erdgeschosse anzuzeigen, daß eine Nachricht zur Weiterbeförderung käme. Eine antwortende Klingel zeigte an, daß man die Kapsel erhalten habe. Ueberall wurde von den Basteien gefeuert und das Feuer besonders von der Leopoldstadt her stark erwiedert. Dennoch glaubte man, daß die „Kaiserlichen“ nicht von dort eindringen wollen und das nur ein Scheinangriff sei, um die Leute hier zu beschäftigen. Man konnte nicht mehr auf den äußern

Altan hinausgehen, denn auch dorthin waren bereits Kartätschenkugeln geflogen. Hier oben ließ sich nichts mehr erwarten, ich ging einem vorausgegangenen Freunde nach auch hinab. Es war gegen drei Uhr. Kaum auf der Straße angelangt, hörte ich plötzlich furchtbaren Kanonendonner von der Burg her. Schlag auf Schlag wie ein riesiges Anpochen an einen Felsenberg dröhnte es und über den Häuptern flogen die Brandraketen zischend hin. Die auf der Straße gingen, drückten sich nah an die Häuser, aber man konnte nicht mehr weiter gehen, denn die Leute warfen in ihrer entsetzlichen Angst allerlei Waffen aus dem Fenster; sie wollten diese schrecklichen Zeichen des Widerstandes nicht mehr bei sich haben. Ich stellte mich unter einen offenen Bogengang beim café français. Noch viele Männer und Frauen hatten hier eine Zuflucht gesucht. Da zischte eine Brandrakete uns ganz nahe an dem Hause des Erzbischofs herunter. Sie brannte lange fort auf dem Pflaster und endlich holten wir sie. Das leere Blech verbreitete einen mephitischen Geruch. Auf dem Platze „der Brand" genannt, lagen in den dortigen offenen

Buden Hunderte von Gewehren, Säbeln und Pistolen. Ein Student, der bei uns war, rief einen ruhig vorbeigehenden Arbeitsmann an, der eine Hacke auf der Schulter trug; sie hoben mit einander die Steinplatte von dem unterirdischen Abguß hinweg, verbargen da hinein die Waffen, so viel hinein gingen und legten den Stein wieder an seine Stelle. Kaum war das geschehen, da kamen die Umwohner aus den Häusern und schrieen, das werde sie alle verdächtigen; sie hoben den Stein wieder auf und nahmen die Waffen wieder heraus. Während dessen donnerte und krachte es fortwährend aus zahllosen Feuerschlünden. Kugeln und Granaten und Brandraketen flogen hoch hin und plötzlich schrie Alles: Feuer! Man winkte den Leuten, die am Fenster standen, sie mögen heruntergehen, das Haus brennt. In ein Eckhaus auf dem Platze war eine Brandrakete gedrungen, der Dachstuhl begann zu lodern, man drang hinauf um zu löschen. Die Einwohner drängten sich herab und ein junges Mädchen fiel unten angekommen ohnmächtig nieder. Der Brand war bald gelöscht. Die Wirthin aus dem Hause ging nach dem Keller

und stellte allerlei Liköre in Bereitschaft, um die eindringenden Kroaten durch zuvorkommende Bewirthung zahm zu machen. Ein Handwerksbursche kam und zeigte mit thränenden Augen ein Stück von einer Granate, die ihm seinen Kameraden getödtet, den er an der Hand führte. Der rollende Donner des Geschützes dauerte immer fort. Da kam ein Trupp Bewaffneter, unter ihnen war der einäugige Werber. Sie schimpften uns tapfer aus, weil wir so unbewaffnet dastanden. „Die Ungarn sind da,“ schrieen sie, „sie sind draußen auf der Landstraße, sie haben die Kaiserlichen geschlagen, die sich nun in die Stadt flüchten. Wir müssen sie zurückschlagen; nur noch Einmal Kampf und Alles ist gewonnen!“ „Die Ungarn sind da,“ schrie der Einäugige immer. Als Niemand mitging, zogen sie ruhig ihres Weges.

Der Stephansplatz, von heller Sonne beleuchtet, war wiederum leer. Dort stand eine verlassene Kanone und bald kamen einige Männer und schoben sie fort. Jetzt kam Dr. Becher, er ging mitten in der Straße unbewaffnet, er hatte beide Hände in die Taschen seines rostfarbenen Rockes gesteckt.

Als er mich sah, nickte er und ging vorüber. Wieder war Alles leer und draußen donnerte fortwährend das Geschütz; da kam ein hemdärmliger Trommler allein um die Ecke. Er schlug unaufhörlich den wirbelnden Allarm, aber — Niemand kam . . .

Ich ging wieder nach dem Stephansthurm. Hier herrschte schrecklicher Wirrwarr. Ein Municipalgardist kam und brachte einen schriftlichen Befehl vom Gemeinderathe, daß wir augenblicklich die weiße Fahne aufziehen müssen, widrigenfalls würden alle, die sich im Stephansthurme befinden, standrechtlich behandelt. Wir hatten keine weiße Fahne. Da drangen Einige in die Wohnung der Thurmwärterin, nahmen ein frisches Leintuch und zogen es als weiße Fahne auf. Bald darauf kamen Andere und schrieen: wir seien alle des Todes; die Proletarier und die übergegangenen Soldaten wollten nicht, daß man die weiße Fahne aufziehe, sie werden Alle niedermetzeln, die sie als Urheber dieser That im Stephansthurme finden. Wir ließen den Stephansthurm für sich selbst sorgen und machten uns auf nach einer nahen Weinschenke. Gräßlich war's, wie ein hohnlachender Haufe unter einem

Hofthore, accompagnirt von dem furchtbarsten Kanonendonner das „Gott erhalte unsern Kaiser" anstimmte und dazwischen wieder Pfeifen und die erbittersten Flüche auf das Haus Habsburg hören ließ. In der gasbeleuchteten gewölbten Weinstube fanden wir eine große Gesellschaft. Ein starker Mann mit glänzendem Antlitze setzte sich zu mir und nannte mich beim Namen. Ich kannte ihn nicht, bis mir seine Stimme betheuerte, daß es der Dr. Frank sei. Der wallende Bart war gefallen und in seiner ganzen Tracht hatte er sich dem Passe ähnlich gemacht, den er bei sich trug und demzufolge er ein Opernsänger war. Ein Schriftsteller, der bei ihm war, sagte mir ganz vertraulich: „Jetzt geht die Zeit der geheimen Verschwörungen an. Diese müssen uns helfen..." Ich kann das nicht glauben und es darf nicht sein. Mit Preßfreiheit und Versammlungsrecht sind Verschwörungen der bare Unsinn. Es wäre schrecklich, wenn sich die Jugend von Aberwitzigen verleiten ließe, auf diesen Irrweg einzugehen.

Plötzlich klirrt eine Glasthüre. Ein neuer Gast stürzt herein und ruft: die Soldaten sind da! Todtenstille herrschte in der ganzen Stube. Da ruft endlich einer:

„wenn sie kommen, sagen wir guten Abend.“ Die Zungen waren wieder gelöst.

Wir gingen hinaus. Der Kanonendonner war verstummt. Ich ging nach Hause. Von der Burg her sah man ein großes Feuer. Auch meine Waffen waren während meiner Abwesenheit von meinen ängstlichen Hausleuten auf die Straße getragen worden.

Der Gatte der jungen Frau, die sich mit ihrem Kinde zu unserer Wirthin geflüchtet hatte, kam bald nach mir an. Er war unversehrt und das Wiedersehn des jungen Ehepaars war ergreifend. Nicht lange nachdem sich der glückliche Nationalgardist gesetzt hatte, sagte er: „Frau, weißt du, wonach ich ein großes Verlangen habe? Ich freue mich kindisch darauf, wieder eine gute Musik zu hören. Seit Wochen hört man nichts als bum bum und biff baff. Eine gute Musik ist's, worauf ich mich freue.“

Wär's möglich? Sollte das ein Typus des Wiener Charakters sein, der sich so schnell wieder in sein altes Gebaren und Genießen wieder hinein findet?

Ich wurde nach meinem Zimmer gerufen. Einer der Hauptführer der extremen Tagespresse war da. Ich

begleitete ihn nach seinem Verstecke. Es war ein seltsamer Kontrast, wie der junge Mann hier bebend durch die Straßen ging, in denen Volk und Soldaten laut jubelten.

Die hiesige demokratische Partei war so wenig organisirt, hatte so wenig wirklichen Zusammenhang und festen Boden, daß einer der lautesten Wortführer keine Familie, kein Haus aus seiner Partei kannte, das ihn jetzt in seiner Noth aufzunehmen bereit war. Das ist einer der stärksten Beweise, wie all ihre radikale Agitation hier in die Luft gestellt war. Der junge Mann gehörte nicht zu denen, deren Auslieferung Windischgrätz gefordert hatte, und der Mann, der sich bereit erklärt hatte, ihm ein Versteck zu gewähren, war jetzt unwirsch und mürrisch, da die Sache ernst wurde. Er hatte nicht den Muth, sein Versprechen zurückzunehmen und benahm sich jetzt nur bei Allem was man sagte, verstockt und wortkarg.*)

---

*) Ich muß hier auch anmerken, daß nach meinen zuverlässigsten Erfahrungen das ungarische Geld, von dem man so viel fabelte, bei den Oktoberhelden nicht vorhanden war. Die Soldaten mögen Einiges und zwar blutwenig erhalten haben, sonst aber mußten sich die Führer bei ihrer Flucht größtentheils Geld borgen.

Als ich zurückkehrend über den Platz „am Hofe“ ging, sah ich dort mächtige cyklopische Gestalten bei Fackelschein mit großen Hämmern arbeiten; es waren Grenadiere. Sie hatten den Kandelaber, an den Latour gehängt war, zertrümmert. Dort neben lagen die Eisenstücke aufgeschichtet und jetzt arbeiteten sie daran, die Grundpfeiler zu zerschmettern und herauszuheben. Bei jedem Stücke, das sie heraushoben, rief ein Volkshaufe ringsum: Hoch! und abermals Hoch!

Die Spur der grausen That sollte vertilgt werden von der Erde. Wer weiß, wie Viele von denen, die hier jauchzen, damals beim Anschauen des Mordes laut aufjubelten!

Die Häuser waren illuminirt bis in den fünften Stock hinauf und überall hingen weiße Fahnen heraus, Vorhänge und Leintücher an Stangen.

Viele ehrsame Bürger hatten weiße Sacktücher um den linken Arm gebunden als Flagge ihrer friedlichen Gesinnung. Sie unterhielten sich mit den Soldaten, die überall auf den Straßen aufgestellt waren, und als diese von ihren Strapazen erzählten, hörte ich oft in aufrichtigem Tone bedauern, daß sie so viel ausgestanden.

Von der Burg her leuchtete eine große Flamme; die Bibliothek und die Augustinerkirche standen in Brand.

Die Kroaten schwärmten in den Straßen umher und suchten zu erhaschen, was sie habhaft werden konnten. Einen meiner Freunde, einen bekannten Schriftsteller aus Preußisch-Sachsen hielten sie an, um Pulver bei ihm zu suchen; sie durchstöberten alle Taschen, endlich fand einer die Taschenuhr und mit den Worten: Pulver! Pulver! sprang er mit der Uhr davon.

Männer und Frauen spazierten Arm in Arm über die Straßen, man schien sich auf der Straße sicherer zu fühlen als daheim. Wie mit einem Zauberschlage war Alles überall mit Soldaten besetzt; wohin man ging, standen schon die Kolonnen. In Aller Herzen war eine gewaltige Aufregung und doch ist anzunehmen, daß die Soldaten sich nicht minder vor den Wienern fürchteten als diese vor ihnen. Die Soldaten schienen zu glauben, daß eine verzweiflungsvolle Partei noch im Hinterhalte laure und plötzlich auf sie losbrechen werde.

Auf alten großen Bildern sieht man häufig — während die ganze Versammlung einer großen Aktion mit angespannter Aufmerksamkeit zuschaut, oder thätig

daran Theil nimmt — ein Kind im Vordergrunde, das mit einer Frucht, einem lebendigen oder leblosen Spielzeug sich beschäftigt und so selbstvergessen nichts weiß und nichts will von all dem Schauerlichen oder Glänzenden was da geschieht. Es wird uns damit veranschaulicht, daß neben dem erregten Geschlechte noch ein stilles Leben beiher geht, das unbekümmert um die großen Wandlungen sein stilles Sein fortsetzt.

Ich war in einem Zigarrenladen, da trat ein brauner Soldat ein und verlangte Zigarren; man gab ihm eine ganze Handvoll. „Sie," sagte der kleine Sohn der Verkäuferin, „Sie, sein Sie auch von Windischgrätz?" „Nix deutsch!" lautete die Antwort des gebräunten Kriegers, der davon ging.

„Wenn du größer wirst, kannst du auch kroatisch lernen," sagte die Mutter zu dem Knaben, der von Allem was vorging nichts verstand.

Du wirst's noch lernen, armes Kind, denn von heute Abend ist die Parole gegeben worden: „Nix deutsch!"

Auf den Straßen waren diejenigen ganz glücklich, die czechisch und kroatisch sprechen konnten. Sie unterhielten sich eifrig mit den Soldaten und Mancher, der

da und dort auf gut Wienerisch einen Soldaten anreden wollte, erhielt die allgemeine Antwort: Nix deutsch! Das Wort klang mir an diesem Abend beständig im Ohr und ich konnte es nicht los werden. Nix deutsch!

den 1. November.

Wird Deutsch-Oesterreich das Elsaß des Slavenreiches und Wien das slavische Straßburg werden? Bisher hatte das germanische Element immer eine überwiegende Kraft und wenn heute alle Völker Oesterreichs, die Ungarn und Kroaten mit eingeschlossen, auf einem Reichstage zusammenkämen, könnten und müßten sie die deutsche Sprache wählen. Wird aber von jetzt, nachdem vornehmlich Czechen und Kroaten Wien eroberten, nicht ein neuer Stand der Dinge mit ganz neuen Ansprüchen datiren? Von gestern an beginnt eine neue Geschichtsepoche Oesterreichs. Es werden jetzt starre Anmuthungen neuer oder vielmehr erst sich sammelnder Nationalitäten auftauchen.

Ich wünsche ein falscher Prophet zu sein, sagte mir ein staatskundiger Mann, aber es wird jetzt kommen, daß eine neue absolutistische Politik überall kaum

geahnte Nationalitäten ausheckt, um sie durch Eifersüchteleien gegenseitig zu bändigen und zu binden.

Der Kampf zwischen den deutschen und czechisch-slavischen Nationalitäten ist ein ungleicher. Bei den Deutschen ist das Nationalbewußtsein lässig, eingeschlummert; es hat eine große ruhmreiche Geschichte ohne lebendige Nachwirkung in der Gegenwart, die Geschichte ist mehr in Büchern verzeichnet und im Andenken der Gelehrten; der Neubau des deutsch-nationalen Lebens kann außer seinen geistigen Errungenschaften nichts Triebkräftiges mit hinübernehmen in die Zukunft. Die Masse der Deutschen ist hier in Oesterreich wie draußen ohne jenes gesunde nationale Selbstgefühl, das wir bei den andern selbständigen Völkern finden und die Gebildeten geben sich großentheils dem neuen als hochphilosophisch ausposaunten Kosmopolitismus hin. Sie werden erst fühlen, was das heißt, wenn sie fremdes Gnadenbrot essen.

Das czechisch-slavische Nationalbewußtsein hat sich schon unter Metternich als verdeckte politische Opposition ausgebildet und jetzt ist die erste offene Ausbreitung um so kecker und muthvoller. Die czechisch-sla-

vische Nationalität ist eine aufgestachelte, gespannte, und ohne in den Mitteln wählerisch zu sein, eine nach allen Seiten hin in beständiger Agitation gehaltene. Fehlt es ihr auch gegenüber der deutschen an jenem großen Bildungsinhalte, so weiß sie das an kriegerischer Aufreizung, Eroberungsgelüsten u. s. w. zu ersetzen.

So ist der Kampf der Nationalitäten ein ungleicher an Intensität.

So lange Deutsch-Oesterreich mit dem deutschen Gesammtvaterlande eng verbunden ist, strömt hin und her immer neue Lebens- und Bildungskraft, daß es den czechisch-slavischen Gelüsten unmöglich sein wird, das Deutschthum niederzuhalten oder gar nach und nach zu zerstören. Wird aber Oesterreich von Deutschland getrennt, so ist die nationale Kraft des Deutschthums mehr als in Frage gestellt.

Wenn es möglich wäre, wenn Deutschland zu einer festen Einheit in sich gelangte ohne Oesterreich, Deutschland könnte nie im vollen Wohlgefühle seines Bestehens froh werden.

Ein alter Bibelkommentar erklärt tiefsinnig, warum der so fromme und ergebene Erzvater Jakob sich nie

trösten konnte über den Verlust seines Sohnes Joseph, dessen blutiges Gewand man ihm als Todeszeugniß überbracht hatte. Und es heißt, ein tief verborgenes Gefühl sagte ihm: Joseph ist nicht todt und Trost läßt sich nur finden über den Verlust dessen, der wirklich todt ist.

Trotz des blutigen Gewandes des Bruders Joseph in Oesterreich, ist er nicht todt und wir sollen und wir können nicht Trost finden, bis er wieder eingegangen in die lebendige Familie...

Auf den Straßen ist eine ganz neue Bevölkerung, das allgemeine Demaskiren scheint wirklich vollzogen. Man sieht fast lauter Leute mit Handschuhen, die sehr hell und glänzend, während man diesen Luxus seit Wochen gar nicht mehr kannte, und wie viel Bärte und lange Locken sind seit gestern gefallen! Die deutschen Hüte und Kalabreser sind wieder durch den abgeschmackten Cylinder verdrängt.

Wir wollten nach dem Reichstage. Er ist von Schwarzenberg geschlossen worden. Der Reichstag trat in einer geheimen Sitzung zusammen, vertagte sich bis zum 15., um alsdann wieder in Wien zusammen zu kommen.

Der Reichstag durch Soldaten geschlossen!

Alle erträumte und angejubelte Volksfreiheit ist eine illusorische, eitel Gaukelspiel, so lange das Soldatenthum immer bereit gehalten werden kann, dem Debattiren und Verhandeln mit plötzlicher Gewalt ein Ende zu machen.

Darum ist auch der Mittelpunkt des Angriffes bei allen Bewegungen in Deutschland auf den Sturz des Soldatenthums gerichtet. Wir waren und sind durch dasselbe geknechtet. Trotz aller Phrasen von Liebe und Treue, von der Einheit des Volks- und Fürstenwohles ist in Wahrheit der Bestand der Fürstengewalt noch auf die Bajonette gestützt und der Volksgeist allüberall eine mit Waffengewalt vollzogene und besetzt gehaltene Eroberung.

Die Bürgerwehr, wie sie bis jetzt ist, ist nur ein schwacher Nothbehelf; man läßt sie gewähren, so lange es den Herrschern beliebt. Die radikale Umgestaltung des Militärwesens ist die erste Aufgabe des neuen Rechtsstaates.

Wien ist also erobert und es steht auch als äußere Demonstration vor Augen, daß das neue Oesterreich

das alte ist, das seinen Schwerpunkt in dem Militär sucht und findet.

Wird aber der Kaiser je wieder in das eroberte Wien, in die zerschossene Burg seiner Väter zurückkehren können? Das hat man wol nicht bedacht, als man Wien zur Revolution zwang?

Solche Gedanken drängen sich gewissermaßen durch all das Gewirre, das draußen um uns herrscht. Der Staat hat seinen Schwerpunkt im Reichstage verleugnet und ihn in die Soldateska gesetzt. Der Kampf beginnt nun erst aufs Neue.

In der abgelaufenen Periode konnte man bisweilen mit Recht sagen: die einzelnen Menschen und ihre Denkprozesse sind größer als die Verhältnisse. Jetzt ist das umgekehrt. Wie durch eine Urschöpfung bilden sich die Ereignisse heraus. Die ultra-demokratischen lauten Redner, wie die diplomatischen Laurer betrügen sich und Andere, wenn sie vorgeben, das und das gemacht zu haben. Die ganze Kraft besteht jetzt in dem Benützen des Geschehenden. Die Geschichte spielt mit den Männern, die Lenker zu sein glauben; die genetische Nothwendigkeit mit ihrer Negation des absolut

freien Willens, die die Philosophie bisher demonstrirte, lehrt sich jetzt von selbst auf allen Straßen. Wer eine Vorsehung in politischen Dingen will, muß sich mit zu ihrem Vollstrecker machen. Es ist sehr zu fürchten, daß die Diplomatie es besser verstehen wird, das Geschehene zu benützen, als die Demokratie je vermochte...

Welch ein neues Leben überall! Zwischen den geputzten Menschen schleichen überall einzelne Kroaten mit kriechenden Geberden. Einer sagte einem begleitenden Freunde, der Kroatisch verstand: es sei ihnen verboten zu rauben und darum betteln sie. Nur klingendes Geld wollen sie, sie trauen dem Papiere nicht.

Man spricht von den scheußlichsten Gräueln, die sie in den Vorstädten verübt. Mit dem großentheils erlogenen Rufe: Aus diesem und aus diesem Hause ist geschossen worden, drangen sie in die Häuser, mordeten und plünderten nach Lust. Ich will nicht weiter die allgemein verbreiteten gräßlichen Thatsachen aufzählen, die eine Folge davon sind, daß man Barbarenhorden in die deutsche Hauptstadt sendet und sie darin wirthschaften läßt. — Dort ist ein Haus umstellt,

man sucht einen Rädelsführer. In dem Hause eines meiner Bekannten, wo sie einem jungen Manne nachforschten, nahmen die untersuchenden Soldaten alle silberbeschlagene Meerschaumpfeifen mit.

Bei einem Deputirten, den ich selber sprach, hielt ein deutscher Offizier mit einigen Mann Soldaten ebenfalls Untersuchung und ergoß sich in die heftigsten Schimpfworte, als er Thiers Geschichte der französischen Revolution auf dem Tische liegen fand. Er würde es nicht dulden, daß ein Abgeordneter solche Bücher lese, rief er. Der Offizier soll nach Bestätigung des Hausmeisters einen bekannten Namen haben, an den sich im nichtösterreichischen Deutschland die besten Hoffnungen knüpfen.

Ich kann es nicht über mich gewinnen, die allgemein erzählten hunderterlei Großthaten, wie sie von den Wiederherstellern der Ordnung ausgeführt worden, zu verzeichnen.

Am Abend ging's seltsam rührig her auf den Straßen. Auf allen Plätzen sangen die Soldaten bei ihrem Beiwachfeuer. Da konnte man alle Sprachen des vielgemischten Oesterreichs und die fremden

Nationallieder hören. Die Czechen an der Stephanskirche sangen lärmend das Lied: Schuselka nam pice. Es ist ein Spottlied auf Deutschland.

den 2. November.

Schwere, trübe Gedanken! Bleibt es eine ewige Wahrheit, daß ein Volk nur durch ein tragisches Schicksal frei wird? War die lange Knechtung, das Unterbinden aller freien Lebensströmungen nicht tragisch genug? Müssen auch noch die offenen Wunden bluten und da und dort ein Riß mitten durch das Herz der Familien gehen? Verlangt alle Erlösung nothwendig und immerdar ein sich opferndes Märtyrthum?

Dieses Oesterreich hatte so schön, fast friedsam idyllisch seine freie Bewegung gewonnen. Ist es ein nothwendiges geschichtliches Gesetz, daß die siegende Revolution fort und fort schreitet, bis sie ihr äußerstes Ziel erreicht oder eine blutige Niederlage erlitten?

Die Freiheit, die wir in Deutschland erobert, leidet an einem innern Zweifel, an einem Mißtrauen, an einer Eifersucht, wie wir sie im Einzelleben oft

beobachten können, indem der thatsächliche Grund, worauf sie sich stützen will, entweder wirklich vorhanden, oder durch das Mißtrauen die Eifersucht erst hervorgerufen und erzeugt hat.

Wir können noch nicht glauben, daß es den Fürsten aufrichtig ernst ist mit der Neugestaltung ihres Verhältnisses zu den Völkern...

Das muß ich noch berichten. Heute Mittag zog Jelachich umgeben von seinem Generalstabe hoch zu Rosse und geleitet von den Sereczanen und Rothmäntlern im Triumphe in die Stadt ein. Die Sereczanen schrien unaufhörlich: vivat, vivat, vivat! und zu meinem Schmerze muß ich berichten, daß auch aus dem umgebenden Volke der Ruf erwiedert wurde.

Die Wiener haben Eljen, Zivio, Evviva und alles Mögliche gelernt.

Ich will glauben, daß die Leute ihre eigene innere Stimme, die anders lautete, aus Furcht vor sich selber und vor dem Feinde überschrieen. Das Schrecklichste, was sich in solchen Tagen in der Seele festsetzen könnte, wäre die Volksverachtung. Frauen besonders ließen aus allen Fenstern, grüßende weiße

Tücher flattern und Jelachich dankte verbindlich nach allen Seiten. Er ist ein kräftiger Mann mit einem Gesicht worauf die Spuren vielerlei Erlebnisse stehen. Die Rothmäntler halten in ihrer Erscheinung die Mitte zwischen Zigeunern und Banditen. Eine rothe Mütze auf dem Haupte, ein langer fast bis an den Boden reichender rother Mantel mit gleichfarbiger Kapotte. Eine rothe Jacke mit Schnüren, die bei den Offizieren von Gold, ein verzierter Gurt um die Hüften, in dem die Pistolen und ein Dolch stecken, eng anliegende gelbe Beinkleider und rothe Schnürstiefel, so marschirten die Sereczanen daher mit dem Stutzen auf der Schulter.

Als der Triumphzug vorüber war, das Vivat noch fern her scholl, kam aus einer Seitengasse ein Trupp Soldaten. Sie führten einen Gefangenen in einem braunen Paletot in ihrer Mitte. Der Mann hatte den Hut tief in die Augen gedrückt und hatte den Blick zur Erde geheftet, — in seinem Knopfloche war das schwarz=roth=goldene Band. Die Umstehenden wagten es kaum nach ihm hinzuschauen.

In den Zeitungen, die wir heute durch besondere

Vermittelung erhalten, lesen wir, daß das Parlament zu Frankfurt die §§ 2 und 3 des Verfassungsentwurfs angenommen, während Jelachich an die Slowanska lipa in Prag geschrieben hatte, daß er nach Wien ziehe, weil dort die Feinde des Slavismus seien, die er besiegen müsse...

Die deutschen Fahnen sind überall verschwunden und vom Stephansthurme herab weht das schwarz-gelbe Banner. Niemand geht vorüber, der nicht danach aufschaut und man muß es den Wienern nachsagen, daß Vielen das als das Härteste erscheint, was ihnen Windischgrätz angethan. Sie liebten die deutschen Farben mit treuem Herzen, wenn sie auch nicht recht dafür einzustehen wußten. . .

Die Statue Kaiser Josephs, in dessen Hand zuletzt noch die zerrissene deutsche Fahne geblieben war, hat nun auch eine neue schwarz-gelbe dafür erhalten.

Ich habe genug über die hiesigen Dinge geschrieben.

den 9. November.

Es ist nicht möglich, es wäre entsetzlich, das kann, das darf nicht sein, es wird so viel gelogen, man darf

nichts mehr glauben! Das waren die Ausrufe bei der ersten Nachricht, daß Robert Blum erschossen worden. Und doch wollte dieser und jener Augenzeugen gesprochen, oder von solchen es aus zweitem Munde gehört haben. Die Haare sträubten sich vor dem Entsetzlichen: Es kann nicht sein! so weit können sie nicht gehen!

Wir hielten diese Ungewißheit nicht länger aus. Die Leiche Robert Blums sollte im Civilhospitale sein. Ich eilte mit einem Deputirten dorthin: Die Leiche ist nicht da, sie ist wol im Militärhospital, dem Josephinum, hieß es. Niemand von den jungen Aerzten wollte mich dorthin begleiten. So fürchteten sich Alle nur durch die Nachfrage nach dem Todten mit in eine heimliche Verhandlung verwickelt zu werden. Es war Nacht geworden, als ich im Josephinum ankam. Der Hof und die unteren Räume waren vom Militär besetzt. Der Aufseher des Leichensaales war nicht da. Ein anwesender Student sagte mir: man könne jetzt nicht hinein und — setzte er hinzu — es ist nichts dort als die Leiche Robert Blums...

So ist es doch wahr! und unabsehbares Elend lebt auf mit dem Todten dort. — Ich erfuhr noch die näheren

Umstände vom Tode Robert Blums. Bis gestern Nachmittag saß er mit Fröbel in demselben Zimmer gefangen. Da wurden sie getrennt. Heute Morgen 5 Uhr wurde ihm das Todesurtheil verkündet. Er sagte ruhig: es trifft mich nicht unerwartet. Der Geistliche vom Schottenthore, zu dessen Sprengel das Gefängniß Robert Blums gehörte, kam, um ihm die Beichte abzunehmen. Blum sagte, daß er nicht beichte, und der Geistliche sagte: er habe das gewußt. Hierauf schrieb Blum einen Brief an seine Frau, worin er sie ermahnte, ihr Schicksal muthig und standhaft zu tragen und seine Kinder so zu erziehen, daß sie seinem Namen keine Schande machen, wie er selber seinem Namen Ehre bringe durch den Tod für die Freiheit. Sodann besprach er sich mit dem Geistlichen über Unsterblichkeit. Mit drei Jägern und einem Offizier wurde er nach der Brigittenau geführt. Als er nach dem Richtplatze ging, stand er mehrmals still und holte tief Athem. Er bat, daß man ihm die Augen nicht verbinde. Der Offizier erwiderte: diesem könne nicht willfahrt werden, es geschehe der Soldaten wegen, und Blum band sich selbst das Tuch um die Augen.

Eine barbarische Prozedur, die ganz das verknöcherte Wesen der hiesigen Zustände bezeichnet, wurde noch mit Blum vorgenommen. Als der Delinquent zum Sterben bereit war, trat der Profos vor zu dem executirenden Oberst und sagte nach herkömmlicher Weise: „Herr Oberst, ich bitt' um Gnade für den armen Sünder." „Nein," lautete die Antwort. „Herr Oberst, ich bitt' um Gnade für den armen Sünder," wiederholt der Profos und „Nein" lautet wieder die Antwort. Zum dritten Male ruft der Profos: „Herr Oberst, bei Gott und der Allbarmherzigkeit, ich bitt' um Gnade für den armen Sünder." Darauf sagt der Oberst: „Bei den Menschen ist keine Gnade mehr, bei Gott allein ist Gnade." — Und jetzt wird Feuer kommandirt. Ist es nicht die unmenschlichste Barbarei, mit solchem leeren Formeldienst einen Sterbenden zu quälen? So lange der gnadenspendende Fürst selber bei der Exekution war, hatte diese Form einen Sinn, jetzt ist sie eine in Hohn sich verwandelnde Ceremonie.

Von drei Kugeln getroffen, sank Blum nieder. Die eine traf in die Stirne, die anderen in die Brust.

Sein letztes Wort war: „aus jedem Blutstropfen

von mir wird ein Freiheitsmärtyrer erstehen." Und das Wort wird Wahrheit werden, aber wehe denen, die die verrathenen Völker zwingen, über Ströme Blutes hinweg die Freiheit zu erobern. Wenn man so die Rachegeister alle losbindet, wo bleibt da eine Macht, die ihnen Einhalt zu thun vermag? Wo wird das enden? Welchen entsetzlichen Gräueln sehen wir entgegen!

Im ersten Sturme der Eroberung, mit den heißen Waffen in der Hand, den Widersacher niederstoßen, oder ihn nach kurzem Verfahren zum Tode verurtheilen, das läßt sich mit dem Affecte, mit einer Nothwendigkeit der Sicherung, mit der Abschreckung erklären oder auch entschuldigen, da nun einmal die Menschen nicht davon lassen, das Gewicht ihrer Gründe endlich mit der rohen Gewalt, mit den Waffen zu entscheiden. Aber jetzt, nachdem die Stadt wehrlos, gebeugt in den Händen des Entsetzlichen, jetzt in wenig Stunden, heimlich, ohne Vertheidigung, ohne öffentlichen Zeugenaufruf einen Mann mit der Weihe eines Volkserwählten, unbekannt und ungeahnt in den Tod senden, wer will da auftreten und sagen: das durfte geschehen, weil er in den Tagen allgemeiner gesetzlicher Erhe-

bung gleiches Wort und gleiche Waffen führte mit fast allen Einwohnern der Stadt?

Wo solche Dinge geschehen, da ist alles Wort verloren, das gesprochene und das geschriebene.

Als ich das Josephinum verließ, kam eben ein Trupp Soldaten. In ihrer Mitte gingen zwei Männer, die trugen eine Bahre, auf deren Deckel ein schwarzes Kreuz, drinnen lag wieder ein Mann, den sie mit raschem Blei kalt gemacht. Wer mag das sein? Wessen Herz hat aufgehört zu schlagen?

Ich konnte die Soldaten nicht fragen, denn zitternden Herzens wußte ich, sie würden antworten: Nix deutsch.

Druck von C. H. Storch u. Comp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

20.
33.
123.
207.
172.
173. [illegible]
177. [illegible]
182. [illegible] am 28/10.
221. [illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auerbach, Berthold,

Tagebuch aus Wien von Latour bis auf Windischgrätz : (September bis November 1848)

Breslau 1849

Austr. 210
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10008828-3